1,20 DM / Band 18
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Hexenmühle

John Sinclair Nr. 18

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 12.09.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Hexenmühle

Die Falle war gestellt!

Myxin, der Magier, stand nicht mehr auf unserer Seite. Von Griechenland aus lockte er mich ins schottische Hochland, wo die Menschen noch an die uralten Sagen und Legenden glauben.

Dort sollte ich Elena treffen, das Mädchen mit dem Engelsgesicht und der Seele einer Teufelin.

Ich ging bewußt in die Falle, doch als sie dann zuschnappte, gab es für mich keine Chance mehr, aus der Hexenmühle zu entkommen. Wehrlos war ich an einen Mühlenflügel gefesselt und mußte zusehen, wie sich die mörderischen Vampirzähne meinem Hals näherten…

»Ich glaube, wir haben uns verlaufen!« Kitty Lavall blieb stehen. Sie hob den Kopf und blickte sich achselzuckend um. »Du hättest dich vorher besser informieren sollen, Paul.«

Paul Maurer stöhnte. Er legte den schweren Rucksack ab und setzte sich darauf. »Ich habe dir doch gesagt, daß diese Wanderungen nicht einfach sind.«

Kitty blickte ihren Freund von der Seite an. Sie setzte die dunkle Brille auf, da die tiefstehende Sonne blendete. »Bis Langery sollten es doch nur zehn Meilen sein, hast du gesagt. Meiner Schätzung nach sind wir die Strecke längst gelaufen. Und siehst du was von dem Ort?«

»Nein.«

»Na bitte«, sagte sie spöttisch. »Außerdem tun mir meine Füße weh. Trip durch die Highlands. Nie mehr lasse ich mich auf so etwas ein.«

»Daß es mit dir Ärger geben würde, habe ich mir gedacht. Ich hatte dich vorher gewarnt. Aber die gute Kitty konnte nicht hören. Sie wußte alles besser. Ich denke, du bist Schottin?«

»Ja, aber aus Glasgow.« Kitty wurde wütend. »Und du kommst aus Köln. Kennst du dich in Ostfriesland aus?«

Paul Maurer grinste. »Von Ostfriesland weiß ich nur, daß sie dort die Lampen noch mit Steinen auswerfen.«

»Wie witzig.«

Paul behielt sein Grinsen bei. Er war eine Frohnatur. Er hatte sich von seinem Studium für ein Jahr befreien lassen, um die Britischen Inseln kennenzulernen. Er studierte Anglistik und Geschichte. Über das Thema Schottland wollte er hinterher promovieren. Paul war dreiundzwanzig Jahre alt, kräftig gebaut, hatte dunkles Haar, einen etwas mädchenhaft wirkenden Mund und braune Augen. Er sah aus wie ein lieber Junge. Doch wer Paul näher kennenlernte, mußte bald einsehen, daß Paul kein Baby war. Er wußte genau, was er wollte. Herumkommandieren ließ er sich nicht.

Auch nicht von seiner Freundin Kitty Lavall. Er hatte sie im Londoner Hyde Park auf einer Bank gesehen. Kitty hatte Tauben gefüttert, und Paul setzte sich zu ihr. Sie kamen ins Gespräch und stellten bald fest, daß sie gemeinsame Interessen hatten. Kitty studierte ebenfalls Geschichte. Sie erzählte viel von Schottland. Da hatte Paul die Idee, mit Kitty durch Schottland zu wandern. Nun waren sie schon zwei Wochen unterwegs.

»Was machen wir jetzt?« fragte Kitty.

»Ich sehe mal auf der Karte nach.«

»Aber beeil dich, bald wird es dunkel.«

»Ja doch.« Paul kramte in der Außentasche des Rucksacks herum. Kitty sah sich inzwischen die Landschaft an.

Im Nordwesten hatte die untergehende Sonne einen feurigen Ring um die Grate der Mountains gelegt. Die sanft gewellten Hügel mit den

langen dunkelgrünen Grasmatten lagen vor den Bergen. Und zwischen den Hügeln eingebettet glitzerten die kleinen, zahlreichen Seen im Sonnenlicht. Diese klaren Gewässer, die so unendlich tief und geheimnisvoll waren. Um die sich Geschichten und Legenden rankten, wobei nicht zuletzt das Monster von Loch Ness zu einer weltweiten Berühmtheit gelangt war.

Straßen gab es wenige in dieser Gegend. Nur schmale Feldwege, die von Wanderern und Schäfern benutzt wurden. Es war eine wilde, romantische Gegend, in der zahlreiche Schlösser und Burgen von einer wechselvollen Geschichte erzählten. Auch lebte bei den Einwohnern der wenigen Dörfer der Gespensterglaube. Viele alte Häuser hatten ihr eigenes Gespenst.

Schottland – ein Land der Geheimnisse und der Rätsel; im Norden, Westen und Osten von der wilden Atlantikküste umspielt, drückten Wind und Wetter diesem Land ihren rauhen Stempel auf.

»Weißt du jetzt, wo wir sind?« drängte Kitty.

Paul atmete schnaufend aus. »Laß mich doch mal in Ruhe nachsehen, zum Teufel.«

Pauls Finger wanderte die Karte entlang. Sie befanden sich südlich der Grampian Mountains, dieser hohen Gebirgskette, die Schottland von Westen nach Osten durchzog. Über dreitausend Fuß waren die Berge hoch, und Paßstraßen gab es kaum. »Den Loch Tay haben wir hinter uns«, murmelte Paul. »Wir sind nach Norden gelaufen und müßten eigentlich…«

Er stockte.

»Was ist mit eigentlich?« wollte Kitty wissen.

Paul Maurer hob den Kopf und grinste jungenhaft. »Tut mir leid, Kitty, aber einen größeren Ort gibt es nicht in der unmittelbaren Nähe.«

»Und was ist mit einem kleineren Ort?«

Paul hob die Schultern.

»Shit«, sagte Kitty ganz undamenhaft.

Im nächsten Augenblick besserte sich ihre Laune jedoch, als Paul sagte: »Hier ist ein Dorf eingezeichnet.«

»Wie weit noch?«

»Vielleicht drei Meilen Luftlinie.«

»Dann ist der Fußweg doppelt so weit.«

Kitty strich sich über die Stirn. Sie war ein hübsches Mädchen, hatte braunes, kurzgeschnittenes Haar, eine schlanke Figur und ein rundes Gesicht, in dem die beiden Grübchen rechts und links der Wangen besonders auffielen. Kitty trug Jeans, T-Shirt und darüber eine Windjacke. Paul war fast ebenso gekleidet, nur trug er statt Jeans eine Cordhose.

»Worauf wartest du noch?« fragte Kitty. »Los, schwing die Hufe,

Junge. Laramie wartet.«

»Spaßvogel.« Paul erhob sich stöhnend und schwang den Rucksack auf seinen Rücken.

Kitty prüfte die Riemen, nickte zufrieden und nahm dann ihre Umhängetasche auf. »Los geht's«, sagte sie.

Sie schritten den schmalen, steinigen Pfad weiter, der sich über einen bogenförmigen Hügel hinweg wand, serpentinenartig dem Tal entgegenlief und dann wieder anstieg.

Rechts von ihnen lag der See. Vom Westen her war leichter Abendwind aufgekommen und kräuselte die Oberfläche des Wassers. Stille und Einsamkeit hielten die beiden jungen Wanderer gefangen.

Kitty ging zwei Schritte hinter ihrem Freund. »Wenn wir das Dorf bis zum Anbruch der Dunkelheit nicht gefunden haben, dann müssen wir im Freien übernachten – oder?«

Ohne sich umzudrehen, erwiderte Paul: »Bleibt uns nichts anderes übrig.«

»Klasse.«

»Sei nicht ironisch. Freu dich über die Stille und die herrliche Landschaft.«

»Ein Bett wäre mir lieber.«

»Du bist eben von der Zivilisation verwöhnt«, stellte Paul fest. Er ging einen Schritt schneller und hakte die Daumen unter die Tragegurte des Rucksacks.

Schon bald hatten sie den Hügel überquert, gelangten in das kleine Tal und stiegen über eine sanft ansteigende Weide der nächsten Erhebung entgegen.

»Von der Kuppe müßten wir das Dorf eigentlich sehen können«, sagte Paul.

»Bin gespannt.«

Nach einem Fußmarsch von fünfzehn Minuten hatten sie nur noch ein paar Yards zu gehen, um den höchsten Punkt zu erreichen. Die Sonne war noch tiefer gesunken. Weit im Westen schien sie im Atlantik zu versinken. Nur noch vereinzelte Sonnenstrahlen drangen vor bis in die kleinen Täler.

Plötzlich blieb Paul Maurer stehen.

Kitty wollte schon fragen, was los war, da sah sie es selbst. Auf der Hügelkuppe stand eine Frau!

***

In einer tausendmal geübten Steigung zog der Pilot den schweren Düsenclipper von der Landebahn des Athener Flughafens hoch in den strahlend blauen Sommerhimmel.

Ein verdammt heißes Abenteuer lag hinter uns. Vielleicht sollte ich uns erst einmal vorstellen: Jane Collins, blondhaarige Privatdetektivin

aus London, Suko, mein chinesischer Freund und Partner, und ich, John Sinclair. Geisterjäger nennen mich meine Freunde. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard und leite eine Spezialabteilung.

Unser Fall in Griechenland war wirklich haarig gewesen. Dabei hatte ich dem Schwarzen Tod, meinem Supergegner, eine schwere Niederlage beibringen können.

Ich hatte das Dämonenauge zerstört!

Durch das Auge hatte er einen Teil der Zukunft überblicken können. Danach plante er seine schrecklichen Aktionen, aber jetzt war ihm dieser Trumpf genommen.

Allerdings konnte ich das nicht allein auf meine Kappe buchen. Es gab jemand, der kräftig mitgeholfen hatte.

Myxin, der Magier!

Suko und ich hatten ihn aus einem zehntausendjährigen Schlaf erweckt. Myxin und der Schwarze Tod hatten sich damals im alten Atlantis schon bekriegt. Der Schwarze Tod gewann den Kampf, konnte Myxin jedoch nicht töten, sondern nur in einen langen Schlaf versetzen. Und wir hatten ihn erweckt.

Myxin zeigte sich dankbar und gab mir einen Spiegel zum Geschenk. Damit hatte ich das Dämonenauge zerstören können.

Ich wandte den Kopf nach links. Neben mir saß Jane Collins. Sie war eingeschlafen. Ihr Kopf ruhte an der Nackenstütze, das blonde Haar hatte sich wie ein Vlies ausgebreitet. Sie atmete ruhig und lächelte sogar ein wenig.

Ich gönnte ihr den Schlaf. Jane hatte genügend durchgemacht in den letzten Tagen.

Nicht zuletzt hatten uns die Verhöre der griechischen Polizei ziemlich geschlaucht, obwohl wir mit offizieller Unterstützung unseres Innenministeriums nach Griechenland gereist waren. Doch vor Ort sah eben vieles anders aus.

Eine Stewardeß schritt durch den Gang. Sie hatte ein hübsches Gesicht und kohlrabenschwarze Augen. Lächelnd beugte sie sich zu mir herab.

»Möchten Sie etwas trinken, Sir?«

»Einen Saft, bitte.«

»Sofort.«

Die Stewardeß verschwand. Ihr Lächeln behielt sie bei.

Suko saß hinter mir. Auch er hielt die Augen geschlossen und holte Schlaf nach. Nur mir wollte es einfach nicht gelingen, mich in Morpheus' Arme zu begeben. Zuviel spukte mir noch im Kopf herum.

Ich dachte an Kiriakis, an den Griechen, der uns zu einem wahren Freund geworden war. Leider hatte der heimtückische Messerstich seinem Leben ein Ende gesetzt.

Kiriakis hatte uns viel gegeben. Er verfügte über ein ungeheures

Wissen, beschäftigte sich schon seit frühester Jugend mit der Weißen Magie. Er war es, der uns den Schlüssel zur Lösung des Falles gereicht hatte. Doch bevor er gestorben war, hatte er uns etwas anvertraut.

Er hatte eine Tochter, Elena hieß sie. Als junges Mädchen war sie von einem Vampir geraubt worden, sollte selbst zu einer Blutsaugerin geworden sein und irgendwo in einer alten Mühle hoch oben in Schottland leben. Kiriakis bat uns, seine Tochter zu finden und ihrem unseligen Leben ein Ende zu bereiten. Wir versprachen es ihm in die Hand. Somit stand unser nächster Fall bereits fest.

Wir mußten die Mühle finden!

Suko und ich würden nach Schottland reisen. Jane wollte in London bleiben und dort einige Tage ausspannen. Niemand konnte es ihr verdenken, nach dem, was hinter ihr lag. Die Stewardeß brachte den Saft.

Ich bedankte mich, und sie warf mir einen Blick zu, der mir ganz schön unter die Haut fuhr.

Der Saft war kühl, schmeckte ein wenig bitter, aber er erfrischte mich.

Ich leerte das Glas, lehnte mich zurück und versuchte, ein wenig zu schlafen.

Die Unterhaltungen der übrigen Passagiere um mich herum wurden leiser. Bald hörte ich sie wie aus weiter Ferne. Ich war dicht davor, einzuschlafen.

Da vernahm ich plötzlich die Stimme.

Sie klang in meinem Hirn auf und schien unendlich weit weg zu sein. »Gratuliere, John Sinclair. Du hast es geschafft. Der Schwarze Tod tobt und schwört Rache.«

Die Stimme, die mich da anrief, gehörte Myxin, dem Magier. Über Zeit und Raum hinweg setzte er sich mit mir in Verbindung. Und ich hatte ihn bereits abgeschrieben gehabt. Was wollte er von mir? Ich war mehr als gespannt darauf.

»Weshalb rufst du mich?« formulierte ich in Gedanken.

»Weil ich dir helfen will.«

»Du mir helfen? Ich habe gedacht, wir wären Feinde. Das jedenfalls hast du mir klar und deutlich zu verstehen gegeben.«

»Wie sagt man doch bei euch? Das eine schließt das andere nicht aus, Sinclair. Ich mache mein Spiel, und dabei habe ich dich als Joker ausersehen. Ist das nichts?«

»Ich fühle mich geehrt.«

»Laß den Spott. Er steht dir nicht. Dafür ist die Sache viel zu ernst. Auch ich habe in das Dämonenauge blicken können, bevor du es zerstört hast, und eine alte Mühle gesehen. Du bist doch auf der Suche nach dem Gebäude.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Gut, dann will ich dir sagen, wo du die Mühle finden kannst.« Myxin legte eine kleine Pause ein. Er wollte wohl die Spannung in mir erhöhen. »Sie liegt in Schottland. In der Nähe eines kleinen Dorfes mit dem Namen Bullstone. Merke ihn dir gut, diesen Namen. Wenn du zwei Meilen in westliche Richtung gehst, wirst du die Mühle finden.«

Ich zögerte mit meiner Antwort. Was Myxin mir da erzählte, stimmte sicherlich. Aber warum teilte er mir das mit?

Ich fragte ihn.

Der Magier lachte hintergründig.

»Warum ich dir das erzähle, John Sinclair?« hörte ich dann wieder seine Stimme. »Die Mühle ist ein Dämonenstützpunkt. Und kein Sterblicher, der sie bisher betreten hat, konnte sie jemals wieder lebend verlassen. Ich hoffe, daß es auch für dich das Ende sein wird.«

Schluß. Er sprach nicht mehr.

Ich war wieder hellwach. Dieser Myxin entpuppte sich tatsächlich als ein Widerling. Er schickte mich eiskalt in eine lebensgefährliche Falle.

Ich begann zu überlegen.

Zu der Mühle wollten wir sowieso. Eigentlich mußte ich Myxin dankbar sein, daß er mir den Tip gegeben hatte. Und auch die Warnung konnte ich in einem positiven Licht sehen, denn eine erkannte Gefahr ist bekanntlich nur eine halbe Gefahr. Trotzdem mußte sich Myxin sehr sicher sein, daß ich die Mühle nur noch als Toter verlassen würde.

Abwarten.

Suko tippte mir auf die Schulter. Ich drehte mich um. »Hast du geschlafen oder Selbstgespräche geführt?« erkundigte er sich.

»Woher weißt du?«

»Ich habe dich eben beobachtet.«

»Und ich dachte, du schläfst.«

»Tja, das ist der Irrtum.«

Flüsternd berichtete ich Suko von meinem Zwiegespräch mit Myxin.

Der Chinese war optimistischer als ich. Er rieb sich schon die Hände. »Na, dann können wir da ja aufräumen.«

»Denk an Myxins Worte.«

»Unsinn. Ich bin schon wieder in Form.« Sukos Pfannkuchengesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Mit Vampirinnen habe ich es schon immer gern aufgenommen. Die verspeise ich meistens zum Frühstück.«

»Dann paß nur auf, daß du dir den Magen nicht verdirbst«, erwiderte ich.

***

»Ich glaub, mich tritt ein Pferd«, sagte Paul Maurer erstaunt. Er blieb stehen, als ob er gegen eine Wand gelaufen wäre. Seine Freundin

paßte nicht auf und prallte gegen ihn.

»Komm, krieg dich wieder ein!« zischte sie böse.

Paul schluckte. Das Mädchen, das dort oben auf der Hügelkuppe stand, war eine Schönheit. Rotes Haar, zu zahlreichen Locken gedreht, umspielte ihren Kopf. Sie trug ein langes weißes Kleid. Ihr Gesicht war ebenmäßig, und Paul mochte wetten, daß die großen Augen leuchtend grün waren.

Einen Schritt vor ihr blieb er stehen. »Wie kommst du hierher?« fragte er.

Das Mädchen lächelte. »Ich wohne hier in der Nähe.«

»In dem Dorf?«

»Frag doch nicht so neugierig«, flüsterte Kitty scharf.

Sie sah in der Rothaarigen schon eine Rivalin. Typisch Weib, dachte Paul.

Das fremde Mädchen ging nicht auf Kittys Bemerkung ein. »Nein, ich lebe in der Mühle. Und wo wollt ihr hin?« Die Rothaarige schaute Paul Maurer bei der Frage an. Und Paul – ob er wollte oder nicht – mußte einfach die Wahrheit sagen.

»Wir sind unterwegs zum nächsten Dorf und suchen dort ein Lager für die Nacht.«

»Ja, und wir gehen jetzt auch«, sagte Kitty. Sie wollte Paul mit sich ziehen, der junge Student jedoch stemmte sich gegen den Griff.

»Warte doch noch.«

Kitty blieb stehen. Der Blick, mit dem sie die Fremde bedachte, sprach Bände.

»Bis zum nächsten Dorf ist es weit«, bemerkte das Mädchen. »Ich hätte einen besseren Vorschlag.«

»Und der wäre?« erkundigte sich Paul.

»Ihr könnt bei uns die Nacht verbringen.«

»Wo ist das?«

»Wir wohnen in einer alten Mühle. Meine Freundinnen und ich. Mein Name ist übrigens Elena.«

Paul Maurer streckte die Hand aus, die Elena ergriff. Im ersten Augenblick schauderte der junge Mann. Die Hand des Mädchens fühlte sich seltsam kalt an.

Wie bei einer Toten…

»Ich heiße Paul, und das ist meine Freundin Kitty. Was meinst du, Darling? Sollen wir das Angebot annehmen?«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Ihr braucht natürlich nichts zu bezahlen«, sagte Elena schnell. »Wir sind alle Brüder und Schwestern…«

»Trotzdem«, meinte Kitty leise. Irgend etwas störte sie an der Rothaarigen. Sie konnte es nicht erklären, aber von diesem Mädchen ging ein Hauch aus, der ihr nicht behagte.

»Überlegt es euch nicht zu lange«, sagte Elena.

Paul ließ die Hand wieder los. »Sei kein Frosch, Kitty. Stell dich nicht so an. Sag ja.«

»Okay. Meinetwegen.« Kitty nickte.

»Wir gehen mit.« Elena lächelte. »Phantastisch. Wir werden eine wunderbare Nacht verbringen. Es wird euch bei uns sicherlich gefallen. Meine Schwestern und ich leben ziemlich einsam. Wir sind froh, wenn wir etwas aus der weiten Welt erfahren.«

»Habt ihr denn kein Radio?«

Elena lachte. »Nein, so etwas gibt es bei uns nicht.«

»Das wäre mir zu langweilig«, erwiderte der junge Student. »Ich brauche auch mal etwas Rummel.«

»Ihr werdet sehen.«

Elena ging in der Mitte. Paul und Kitty hakten ihre neue Bekannte unter. Dabei entging ihnen das siegessichere Lächeln, das die Lippen der Rothaarigen umspielte.

Elena plauderte den Weg über. Sie erzählte von ihrer Mühle. »Die Mühle ist phantastisch. Ihr werdet es ja erleben. Wir haben es uns so richtig gemütlich gemacht. Schlafplätze gibt es genug. Wir können plaudern und uns mit Spielen die Zeit vertreiben. Es ist einfach herrlich.«

Langsam schwanden auch Kittys Bedenken. Die Natürlichkeit des rothaarigen Mädchens nahm sie gefangen.

Vor ihnen öffnete sich ein weit geschwungenes Tal, das von einem Bach durchschnitten wurde. Das Wasser glänzte im allerletzten Licht der Sonnenstrahlen.

Elena blieb stehen. Mit dem Kopf deutete sie auf den Bach. »Das ist der Mühlbach«, erklärte sie. »Wir haben es nicht mehr sehr weit.«

»Sind wir vor Anbruch der Dunkelheit da?« fragte Paul.

»Ja, das schaffen wir.«

Er spürte an seiner rechten Seite den Mädchenkörper. Hin und wieder berührte er mit dem Ellbogen Elenas straffe Brust und konnte feststellen, daß das Girl keinen BH trug.

Doch seltsam, eine Körperwärme war nicht vorhanden. Die Haut war ebenso kalt wie die Hand.

»Wovon lebt ihr eigentlich?« fragte Kitty. Sie wollte immer alles genau wissen.

»Wir haben einen kleinen Garten. Dort bauen wir Gemüse an. Milch bekommen wir von den Schafen. Habt ihr schon einmal Schafsmilch getrunken?«

Paul schüttelte den Kopf.

»Ich nicht.«

»Ich aber«, erwiderte Kitty.

»Und?«

»Ich denke nur noch mit Schrecken daran.«
»Ist eben Geschmackssache.«
Bisher waren sie über einen schmalen, kaum handtuchbreiten Pfad gegangen. Jetzt verließen sie den engen Weg und liefen quer über eine sattgrüne Wiese. Sie näherten sich dabei dem Bach und sahen das kristallklare Wasser über die Steine spritzen.
»Das kann man noch trinken«, meinte Elena.
Sie hakte sich bei den jungen Leuten aus, sprang über das schmale Bachbett und lief übermütig am anderen Ufer entlang. »Eine rätselhafte Person«, meinte Kitty.
»Wieso?«
Kitty sah Paul an. »Ist dir nicht aufgefallen, daß ihr Körper kalt war?«
»Doch.«
»Und was schließt du daraus?«
»Keine Ahnung. Hast du denn einen Verdacht?«
Kitty hob die Schultern.
Elena stand am anderen Ufer. Sie winkte mit beiden Armen. Das weiße Kleid umflatterte ihren schlanken Körper. Deutlich waren ihre langen Beine zu sehen.
Paul Maurer atmete schneller…
Kitty merkte, was in ihrem Freund vorging. »Sieh dich ja vor«, sagte sie. »Ich weiß, daß dieses Weib Männer verrückt machen kann…«
»Ach, was du nur hast.« Paul winkte ab und übersprang den Bach. Widerwillig folgte Kitty ihm.
Elena lief ihnen entgegen. Sie faßte Paul und Kitty an den Händen. »Los, kommt mit, da vorn ist die Mühle schon.«
Kitty und Paul folgten ihr. Kitty ging langsam, aus Protest. Sie hatte es nicht gern, wenn ein anderer den Ton angab.
Sie liefen um eine kleine Bodenerhebung herum und sahen die Mühle vor sich.
Im ersten Moment erschraken Kitty und ihr Freund heftig. Die Mühle sah baufällig aus. Man hatte das Gefühl, sie würde jeden Augenblick einstürzen. Die Flügel waren zerfetzt. Lose hingen die Holzsparren an den Längsstreben oder waren gar nicht mehr vorhanden. Das Gemäuer wirkte grau und brüchig.
Moos wuchs in zahlreichen tiefen Spalten und Rissen, füllte sie aus wie ein Schwamm.
Der Bach floß an der Mühle vorbei. Kitty und Paul konnten ein altes Mühlrad erkennen, dessen Holzschaufeln vermodert waren.
»Und da sollen wir übernachten?« flüsterte Kitty.
Elena lachte. »Ja. Warum nicht?«
»Die kracht doch gleich zusammen. Was meinst du, Paul?« Der junge Student nickte.
Elena jedoch schüttelte den Kopf. »Unsinn, da kracht nichts

zusammen. Die Mühle steht schon vierhundert Jahre, und sie wird auch noch die nächsten vierhundert Jahre überdauern.«

»Hoffentlich die folgende Nacht«, meinte Kitty spöttisch. Ein Trampelpfad zielte auf die alte Mühle zu. Er teilte einen kleinen Gemüsegarten und führte über eine gebogene steinerne Brücke, die den Bach überspannte.

Gemüsegarten war eine Übertreibung. Was da traurig die Köpfe hängen ließ, konnte man im günstigsten Fall als Unkrautgemüse bezeichnen. Fehlt nur noch, daß sie Brennesseln kauen, dachte Kitty.

In das runde Mauerwerk der Mühle war eine schmale Tür eingelassen. Die beiden Seiten liefen oben spitz aufeinander zu und bildeten ein kleines Dach. Über der Tür war die Jahreszahl der Erbauung in den Stein eingemeißelt.

1620 lasen Kitty und Paul.

»Ganz schön alt«, meinte das Mädchen.

Elena lachte. »Ja, wir wohnen historisch.« Die Tür war nicht abgeschlossen. Elena lehnte sich dagegen und drückte sie auf. »Tretet ein und seid uns herzlich willkommen«, rief sie überschwenglich.

Mit einem etwas flauen Gefühl in der Magengegend betraten Kitty und Paul das alte Bauwerk.

Es war dunkel. Durch die schmalen Fenster fiel bei Tag schon kaum Licht. Und erst recht nicht in der Dämmerung. Was den beiden jungen Leuten sofort auffiel, war der muffige Geruch. Aber muffig war nicht der richtige Ausdruck. Es roch anders. Irgendwie modrig.

In der Dunkelheit suchte Kitty Lavall Pauls Blick. Doch Paul schaute an ihr vorbei.

»Wartet, ich mache Licht!« hörten die beiden hinter sich Elenas Stimme.

Das rothaarige Mädchen huschte leise an Kitty und Paul vorbei. Elena schien bester Laune zu sein. Ein Zündholz ratschte über eine Reibfläche. Schon bald flackerte die gelbrote Flamme des Streichholzes auf. Elena schirmte sie mit der Hand ab und zündete mehrere Kerzen an. Sie summte ein Lied dabei.

Kitty und Paul sahen sich um.

Der Raum war ziemlich geräumig. Der Fußboden war mit rotbraunen Kacheln ausgelegt und nur im Hintergrund unterbrochen, da sich dort eine Falltür befand, die in den Keller führte. Eine geländerlose Stiege führte nach oben in die höhere Etage. Kitty und Paul sahen einen alten Schrank, einen gemauerten Herd, über dem an einem Eisengestell ein Topf hing. An einem einfachen Holztisch standen zwei Stühle.

Rechts neben der Stiege lagen zahlreiche Matratzen. Dort würden auch Kitty und Paul ihr Lager finden.

Aufatmend löste Paul Maurer den Rucksack von seinem Rücken. »Ist

das eine Wohltat«, sagte er und reckte sich.

Elena hatte inzwischen alle Kerzen in bereitstehende Halter und Ständer gesteckt. »Macht es euch gemütlich«, sagte sie. Paul wollte wissen, ob die Mühle noch funktioniere.

»Wir haben es noch nicht ausprobiert«, erwiderte Elena. »Nehmen wir auch den anderen nicht ihre Plätze weg?« fragte Kitty Lavall.

»Nein, da könnt ihr ganz beruhigt sein.«

»Wo sind sie überhaupt?«

»Wer?«

»Na, die anderen.«

»Ach so.« Elena winkte ab. »Die sind sicher noch unterwegs. Werden aber bald zurück sein.«

»Wie viele Mädchen leben denn hier?«

»Mit mir sind es drei«, erwiderte Elena.

»Und du bist der Boß, nicht wahr?« Die Frage hatte Paul gestellt.

»Nein, Paul. Bei uns gibt es keinen Chef. Aber lassen wir das Thema. Ihr werdet Durst haben. Wir haben Landwein geschenkt bekommen. Er schmeckt wirklich wunderbar. Laßt uns ein Gläschen trinken.«

»Ja, Durst habe ich auch«, sagte Paul. Und sogar Kitty hatte nichts dagegen.

Sie nahmen auf den Matratzen Platz. Die beiden Wanderer waren froh, ihre Beine ausstrecken zu können.

»Das tut gut nach dem langen Weg«, stöhnte Paul. Er grinste jungenhaft, legte sich zurück und verschränkte beide Hände hinter seinem Kopf.

Elena werkelte auf dem alten Herd herum. Kitty und Paul hörten etwas plätschern, dann trat Elena mit drei Tongläsern zu ihnen. Sie balancierte die Gefäße geschickt. Jedem reichte sie ein Glas. Auch sie selbst trank.

»Cheers«, sagte sie, »auf gute Freundschaft.«

Sie sah Kitty und Paul in die Augen. Das Kerzenlicht huschte über ihr Gesicht und zauberte Schatten darauf. Paul fand diese Frau einfach faszinierend. Er mußte sich zusammenreißen, um sie nicht dauernd anzustarren. Kitty wäre sonst fuchsteufelswild geworden.

Der rote Landwein schmeckte etwas harzig und war wohltuend kühl. Er rann herrlich die Kehle hinunter.

»Na, wie ist er?« fragte Elena. Sie setzte sich neben Paul, was Kitty mißbilligend bemerkte.

»Mir schmeckt er gut«, gab der junge Student zu. »Und dir, Kitty?«

»Ich finde, er ist ein wenig bitter.«

Elena winkte ab. »Das ist nur beim ersten Glas. Du wirst sehen, das zweite schmeckt besser.«

»Falls ich das noch trinke«, sagte Kitty.

»Wieso?« Paul wunderte sich.

»Ich bin auf einmal…« Ein Gähnen erstickte die nächsten Worte. »So müde.« Kitty ließ sich nach hinten fallen. »Entschuldigt mich, Kinder, aber ich weiß auch nicht, was…«

Sie war schon eingeschlafen.

Paul Maurer schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht«, murmelte er. »Sie ist doch sonst anders.« Er schaute Elena an. »Oder hast du ihr…?«

Das rothaarige Mädchen lächelte wissend. Es war schon dabei, die beiden obersten Knöpfe des Kleides zu öffnen. »Ja, Paul, ich habe ihr ein Schlafmittel in den Wein gestreut. Schlimm?«

Paul Maurer räusperte sich. »Nein – nein…«

»Na siehst du.« Elenas Finger streichelten bereits seinen Nacken. »Und nun zu uns beiden«, hauchte sie…

***

London!

Zwar zeigte der Himmel über der Millionenstadt an der Themse nicht das gleiche strahlende Blau wie in Griechenland, doch die Londoner Farbe konnte sich auch sehen lassen. Es war kaum eine Wolke zu sehen, die den Sommerhimmel trübte, die Sonne leuchtete in voller Pracht.

Der Mai schien das wettmachen zu wollen, was der April hatte vermissen lassen.

Die Maschine zog noch eine Schleife, flog dann in den Wartekorridor und setzte zur Landung an.

Jane hatte ich wachrütteln müssen. »Himmel, wie sehe ich denn aus!« lautete ihr erster Ausruf.

Zurechtmachen konnte sie sich nicht mehr. Wir mußten angeschnallt auf unseren Plätzen bleiben.

»Warum hast du mich denn nicht früher geweckt?« erntete ich die vorwurfsvolle Frage.

»Wer selig schläft, der sündigt nicht«, deklamierte ich.

»Ach!« zischte sie. »Du bist unausstehlich, John Sinclair!« Sie drehte ihren Kopf und blickte in eine andere Richtung.

Hinter mir hörte ich Suko schadenfroh lachen.

»Warte, wenn ich erst im Büro bin, dann wird sich die schwarzhaarige Glenda freuen.« Ich schoß den kleinen Rachepfeil auf Jane ab, doch sie zeigte sich nicht getroffen. Wenigstens tat sie so. Im Büro freute sich Glenda tatsächlich. Sie sah mich an.

Stumm, leuchtend, wie ein Kind den Weihnachtsmann. »Daß Sie wieder da sind«, hauchte Glenda.

Ich zog mein Jackett aus, hängte es über die Stuhllehne und lockerte den Krawattenknoten.

»Sie haben mich also vermißt«, stellte ich fest.

Glenda nickte und wurde tatsächlich rot dabei.

»Und ich habe mich nach Ihrem Kaffee gesehnt«, erklärte ich.

»Oh, entschuldigen Sie.« Glenda preßte die Hand auf den Mund. »Den Kaffee hätte ich fast vergessen.« Schnell lief sie aus dem Zimmer.

Ich pflanzte mich grinsend hinter meinen Schreibtisch. Suko war bereits nach Hause gefahren. Er wohnte im selben Apartmenthaus wie ich, hatte seine Wohnung sogar auf derselben Etage. Jane Collins hatte es ebenfalls vorgezogen, sich in ihre kleine Wohnung zu begeben. Nur ich hing mal wieder im Büro. Mit der flachen Hand schlug ich auf die Akten, die auf meinem Schreibtisch lagen. Es wallte kein Staub hoch, demnach waren die Hefter neu. Pflichtlektüre.

Ich begann sie durchzublättern. Irgendwann in der nächsten Zeit würde ich Superintendent Powell aufsuchen. Momentan leitete er eine interne Konferenz. Ich wollte mit ihm reden, sobald er zurück war.

Zuerst erschien Glenda mit dem Kaffee. Allein der Duft ließ mir schon das Wasser im Mund zusammenlaufen. Glenda setzte das Tablett ab. Dabei streichelte ein Teil ihrer Haarfülle meine Wange.

Ich legte Glenda meine Hand auf den Arm. »Danke«, sagte ich. Glenda bekam eine Gänsehaut, das konnte ich sehen. Zum Teufel noch mal, sie sah wieder zum Anbeißen aus.

Eine duftige Sommerbluse mit modernen Pumpärmeln. Der Tropfenausschnitt, durch ein Bändchen nur nachlässig verknotet, ein weit fallender Rock, der sich jedoch beim Gehen eng an ihre Beine schmiegte, und ein Hinterteil, das sich manch eine Tänzerin gewünscht hätte.

Ich stöhnte innerlich auf.

Wenn da nicht Jane Collins gewesen wäre…

Als Junggeselle hat man’s schwer. Ich probierte den Kaffee.

»Schmeckt er?« fragte Glenda.

»Soll ich darauf eine Antwort geben?«

Glenda ging zur Tür.

»Danke«, rief ich ihr nach. »Bis später dann.«

Das Studium der Akten hielt mich nur eine halbe Stunde auf. Dann hatte ich den Kram durchgelesen. Es handelte sich um Routineberichte der Londoner Polizei. Jeder Inspektor war bei uns angehalten, diese Berichte zu lesen. Oft ließen sich dabei Parallelen zu eigenen Fällen finden.

Ich mußte ständig an die Mühle denken, die unser nächstes Ziel war.

Wie hieß der Ort noch, den Myxin mir mitgeteilt hatte? Bullstone.

Ich holte einen Atlas.

Mein Zeigefinger wanderte quer durch Schottland, doch einen Ort mit dem Namen Bullstone fand ich nicht.

Aber es gab noch andere Karten. Und die lagen im Archiv. Deshalb fuhr ich in den Keller, ließ mir von einem Kollegen entsprechende

Karten heraussuchen, breitete sie auf einem Tisch aus und begann zu suchen.

Ich fand den Ort.

Selbst auf dieser Generalstabskarte war er nur als winziges Nest eingetragen. Dort oben waren sicherlich nicht nur die Hunde, sondern auch die Katzen begraben.

Bullstone lag südlich der Grampian Mountains. Ich kannte die Strecke, die ich zu fahren hatte.

Ich faltete die Karte wieder zusammen, nachdem ich mir von der Gegend um Bullstone eine Kopie gemacht hatte, und fuhr wieder nach oben.

Glenda empfing mich aufgeregt. Sie hatte rote Flecken auf beiden Wangen. »Der Chef hat schon zweimal nach Ihnen gefragt«, sagte sie.

Ich grinste. »Na und? Ist doch kein Grund, so aufgeregt zu sein.«

»Es klang aber ziemlich brummig.«

»Ist er immer.«

Glenda hatte eine Heidenangst vor Superintendent Powell.

Wer ihn nicht näher kannte, mußte ihn in der Tat für einen griesgrämigen Despoten halten. Ich kam mit ihm sehr gut aus. Powell saß diesmal nicht hinter seinem Schreibtisch, sondern stand am Fenster, als ich eintrat.

»Hallo, Großmeister, da bin ich«, sagte ich zur Begrüßung.

Powell drehte sich um. »Bitte etwas mehr Respekt.«

Ich hob die Schultern. »Das Wetter, Sir, wissen Sie. Es macht mich immer so…«

Powell winkte ab. »Ihre Frühlingsgefühle interessieren mich nicht. Ich habe hier ein Schreiben der griechischen Polizei. Sie scheinen sich mal wieder unmöglich benommen zu haben. Also, was hat es dort gegeben?«

Ich spulte meinen Bericht ab. Beschönigte nichts und ließ auch nichts weg.

»Hm«, brummte Powell danach. »Ich weiß gar nicht, was die Knaben da unten wollen. Na ja, ich regle das schon.«

»Danke, Sir!«

Powell faltete die Hände vor seinem kleinen Bauch.

»Wie ich Sie kenne, John, wollen Sie hoch nach Schottland?«

»Genau.«

»Okay, meinen Segen haben Sie. Diesen Myxin müssen wir im Auge behalten.«

»Geht in Ordnung.«

Ich winkte mit der Hand und verschwand. Danach beschloß ich, Feierabend zu machen. In der Nacht wollte ich noch los, aber vorher das nachholen, wozu ich in letzter Zeit nicht gekommen war.

Mal richtig schlafen.

***

Elena bot sämtliche Verführungskünste auf, die sie im Laufe der Zeit gelernt hatte.

Und Paul wurde schwach.

Er konnte den tastenden Händen des rothaarigen Mädchens nicht widerstehen. Nahezu widerstandslos ließ er sich zurücksinken und auf die Matratze fallen.

»Ja«, schnurrte Elena. »So ist es gut.« Sie beugte sich über ihn. Ihr Kleid hatte sie aufgeknöpft. Paul konnte die hellen Halbkugeln der Brüste sehen.

Feuchte Lippen näherten sich seinem Mund. Tief atmete Paul ein. Seine linke Hand glitt zur Seite. Die Finger berührten einen Körper.

Kittys Körper…

Paul Maurer durchzuckte es wie ein Stromstoß. Diese Berührung hatte ihn zurückgebracht in die Wirklichkeit. Nein, was er da tun wollte, war eine Schweinerei. Er konnte sich nicht einfach einer anderen Frau hingeben, wenn seine Freundin neben ihm lag. Auch wenn die andere ein rassiges Weib war.

Das ging ihm gegen den Strich.

Abrupt setzte er sich auf. Gab dabei nicht acht und stieß seinen Becher um. Der rote Wein floß über den Boden. Er sah aus wie Blut.

Paul Maurer drückte Elena zur Seite. Das Gesicht des Mädchens zeigte einen überraschten Ausdruck. »Was ist denn in dich gefahren?« fragte Elena erstaunt.

»Tut mir leid«, erwiderte Paul schwer atmend. »Aber ich – ich kann wirklich nicht. Meine Freundin…«

Elena lachte leise. »Ich verstehe schon. Ist auch nicht jedermanns Sache.« Sie tunkte den Finger in die Weinlache. Dabei beugte sie sich vor. Paul erhielt einen tiefen Einblick in ihren Ausschnitt. Wieder begann sein Blut schneller durch die Adern zu rasen.

Kitty Lavall schlief tief und fest. Sie merkte von Elenas Verführungskünsten nichts. Diese Rothaarige ist schon ein verdammtes Biest, dachte Paul. Ein Weib, das einem Mann das Weiße aus den Augen holen konnte.

»Es können auch gleich die anderen kommen«, gab der junge Student zu bedenken.

Elena nahm ihren Zeigefinger aus der Lache und putzte ihn am Kleid trocken. Ein roter Streifen blieb zurück. »Aufgehoben ist ja nicht aufgeschoben«, sagte sie und faßte nach Pauls Hand. Ihr Zeigefinger kreiste auf seinem Handrücken.

Paul Maurer wurde wieder schwach. »Hier möchte ich es wirklich nicht, Elena.«

Sie hob den Blick. »Sondern?«

»Vielleicht woanders«, erwiderte Paul zögernd.

Die Augen der Rothaarigen leuchteten auf. »Dann bist du doch nicht aus Stein?«

Paul lachte auf. »Bestimmt nicht.«

»Okay, mein starker Freund. Ich verspreche dir, du wirst die Nacht deines Lebens haben. Komm mit.« Sie stand schon auf, doch Paul blieb noch sitzen.

»Willst du nach draußen gehen?« fragte er.

Sie wiegte den Kopf. »Der Gedanke würde mich schon reizen. So in der freien Natur. Aber ich weiß einen besseren Platz.«

»Der wäre?«

»Die Mühle hat einen großen Keller. Du hast sicherlich die Falltür gesehen. Das ist der Einstieg.«

Paul Maurer zögerte.

»Willst du nicht?« Die Frage klang lauernd.

Paul merkte nichts. »Ich weiß nicht so recht.«

»Da sind wir aber ungestört.«

»Okay.« Paul gab nach. Die junge rothaarige Hexe hatte ihn in ihren Bann gezogen. Er konnte einfach nicht mehr widerstehen. Das junge Mädchen mit der Traumfigur hatte ihn regelrecht verzaubert. An ein böses Erwachen dachte er nicht.

Paul ließ sich von ihr hochziehen. Wie in Trance schritt er mit Elena auf die Falltür zu. Er warf noch einen Blick auf Kitty Lavall. Sie schlief tief und fest. Regelmäßige Atemzüge hoben und senkten ihre Brust. Kitty war sehr erschöpft.

Sekundenlang peinigte Paul das schlechte Gewissen, doch dann sagte er sich, daß er mit Kitty ja nicht verheiratet war und er eigentlich tun und lassen konnte, was er wollte.

Elena öffnete die Falltür. An einem Eisengriff zog sie sie hoch. Paul Maurer war überrascht. Er hatte damit gerechnet, in einen finsteren Keller steigen zu müssen, statt dessen sah er das Gewölbe in einen anheimelnden Lichtschein getaucht. Feucht glänzten die Stufen einer Treppe, die nach unten führte.

»Dort scheint es wirklich gemütlich zu sein«, bemerkte Paul. »Und ob. Warte, ich gehe vor.«

Elena drückte sich an Paul vorbei. Sie vergaß nicht, ihn so dabei zu berühren, daß ihm ein Schauer über den Rücken lief. Langsam schritt Elena die Stufen hinunter. Paul Maurer folgte ihr. Er konnte nicht verhindern, daß seine Knie zitterten.

Elena stand schon am Fuß der Treppe. Sie winkte Paul. »Na, komm schon, ich beiße nicht.«

Paul ging schneller.

Dann stand er im Keller der Mühle. Öllampen brannten. Ihr Licht legte einen gelbroten Schein auf die dicken, uralten Wände. Paul war etwas enttäuscht. Er hatte erwartet, hier unten ein regelrechtes

Liebesnest zu finden. Statt dessen spürte er nur den kalten, nackten Boden unter seinen Füßen.

»Ich habe es mir hier aber gemütlicher vorgestellt«, sagte er.

Elena lachte. »Komm, ich will dir etwas zeigen.«

»Und was?«

»Du wolltest doch meine Freundinnen kennenlernen. Oder nicht?«

»Ja, natürlich.«

»Siehst du.« Elena faßte den jungen Mann an der Hand und zog ihn mit sich. Sie gingen in den Hintergrund des Kellers, dorthin, wo es nicht mehr ganz so hell war. Allerdings reichte das Licht aus, um die drei Steinsärge erkennen zu können, die nebeneinander standen.

»Dort schlafen meine Schwestern«, flüsterte Elena und begann im selben Augenblick teuflisch zu lachen…

Paul Maurer war entsetzt!

Aus schockgeweiteten Augen starrte er die drei Särge an. Sie waren offen. In zwei Särgen lag jeweils ein junges Mädchen. Der Sarg in der Mitte war leer. Paul konnte sich jedoch vorstellen, daß dies Elenas Schlafstätte war.

Das Lachen hinter ihm brach ab.

Paul spürte, wie ihm der Schweiß aus sämtlichen Poren trat. Tausend Gedanken wirbelten durch seinen Kopf. Was er hier sah, gehörte in einen Horrorfilm, aber nicht in die Wirklichkeit. Und doch war es die grausame Realität, mit der Paul Maurer konfrontiert wurde.

»Tritt ruhig näher, und sieh sie dir an!« vernahm er Elenas zischelnde Stimme. »Meine Schwestern freuen sich schon auf dich. Sie haben lange keinen Mann mehr gehabt. Im Dorf sind alle jungen Männer geflüchtet. Die Angst steckt zu tief.«

Sie gab Paul einen Stoß in den Rücken, der ihn vorantaumeln ließ. Genau auf die Steinsärge zu.

In dieser irren Situation fiel ihm der Titel eines alten Films ein. Dracula, so hatte der Streifen geheißen. Und dort hatten auch Mädchen in Steinsärgen gelegen.

Es waren Vampire gewesen.

Und hier?

Paul ging noch näher.

Da stockte ihm der Atem!

Die beiden Mädchen in den Särgen – so hübsch sie auch aussahen – waren Vampire!

Untote, Wiedergängerinnen, Blutsauger!

Ihre Lippen standen offen. Paul Maurer sah die weißen, schimmernden Zähne und…

»Nein«, ächzte er, »das – das kann nicht wahr sein…«

Die Eckzähne der Mädchen standen vor. Sogar so weit, daß sie mit ihren Spitzen die Unterlippen berührten.

Es gab keinen Zweifel mehr. Die beiden Mädchen in den Särgen waren weibliche Vampire!

»Verstehst du nun?« hörte er hinter sich Elenas Stimme.

Paul nickte, obwohl er es gar nicht wollte.

»Eine herrliche Nacht, wie du sie noch nie erlebt hast, habe ich dir versprochen. Und das Versprechen werde ich halten«, flüsterte Elena. »Glaub mir.«

Paul Maurer konnte seinen Blick noch immer nicht von den Vampirinnen wenden.

Das rechts von ihm liegende Mädchen hatte blondes langes Haar. Die Hände waren auf der Brust verschränkt. Die Haut schimmerte gelblich bleich, und die nackten Füße schauten unter dem Kleid hervor.

Das zweite Mädchen hatte schwarzes Haar. Es war kurz geschnitten. Das Gesicht erinnerte Paul an eine Puppe. Auch diese Untote trug ein langes weißes Kleid.

Paul Maurer las auch die beiden Namen an den Särgen. Die Blonde hieß Bella, die schwarzhaarige Marion.

Und Elena gehörte der Sarg in der Mitte. Er war etwas größer, wirkte repräsentativer.

»Um Mitternacht erwachen sie«, erklärte Elena. »Dann steigen sie aus den Särgen, um sich endlich ihre Nahrung zu holen, damit sie weiterleben können. Du und deine Freundin, ihr habt uns gefehlt. Schon bald werdet ihr zu uns gehören und selbst auf die Jagd nach Blut gehen.«

Paul Maurer überlegte. Mitternacht, hatte Elena gesagt. Bis dahin waren noch fast zwei Stunden Zeit. Somit hatten Kitty und er es nur mit einer Gegnerin zu tun.

Tief atmete Paul ein.

Sein Entschluß stand fest.

So einfach würde er nicht aufgeben. Und vor allen Dingen nicht kampflos.

Leider sah Paul Maurer nicht, daß Elena hinter ihm stand und einen Spaten umklammert hielt. Sie schwang ihn hoch, um in der nächsten Sekunde mit der stumpfen Seite zuzuschlagen…

Kitty Lavall bemerkte von den ersten Vorgängen nichts. Sie schlief wirklich wie eine Tote, sah nicht, wie Elena versuchte, ihren Freund zu verführen.

Doch der Stachel der Eifersucht saß bereits zu tief. In ihrem Unterbewußtsein spürte sie, daß etwas nicht stimmte, und dieses Gefühl wurde von Minute zu Minute stärker, trieb ihr Bewußtsein hoch aus dem Schacht des Tiefschlafs.

Kitty wachte auf.

Völlig benommen war sie, öffnete die Augen, zwinkerte und fand sich zuerst nicht zurecht.

Sie setzte sich auf.
»Paul?« Ihre Lippen hauchten den Namen, doch eine Antwort erhielt Kitty nicht.
»Paul!« Diesmal rief sie den Namen lauter. Wenn er im Raum war, mußte er den Ruf doch hören.
Nichts rührte sich.
Kitty fröstelte. Die Kälte kam von innen, und man konnte sie mit dem Begriff Angst beschreiben. Ja, Kitty hatte Angst. Wenn nur das verdammte dumpfe Gefühl im Kopf nicht gewesen wäre, dieser Schlafdruck, der das Denken erschwerte. Kitty fragte sich, warum sie plötzlich eingeschlafen war. Paul und Elena schliefen ja nicht. Oder sollte Elena etwa…?
Diese falsche Schlange! Kitty stöhnte vor kaum unterdrückter Wut auf. Sicher hatte Elena ihr ein Schlafmittel in den Wein getan. Sie hatte ja auch so bestimmt die Becher verteilt. Und ich Trottel bin eingeschlafen, dachte Kitty. Bestimmt trieb sie sich jetzt mit Paul irgendwo draußen herum, um im Gras…
Sie wagte gar nicht weiterzudenken, sondern stand auf. Heftiges Schwindelgefühl überflutete sie. Kitty mußte ein paarmal tief durchatmen, dann war das Gefühl vorbei. Sie rieb sich über die heiße Stirn. Naßgeschwitzt war sie. Na, die beiden sollten etwas erleben, das nahm Kitty sich vor. Und wenn sie mit Paul Schluß machte, ihr war alles egal.
Kitty Lavall wollte sich schon der Tür zuwenden, als sie die Öffnung im Boden bemerkte.
Die Falltür stand offen!
Sollten Elena und Paul etwa…?
»Diese Mistbiene!« flüsterte sie rauh. »Wenn ich die in die Finger kriege, dann setzt es was.«
Entschlossen schritt Kitty auf die Falltür zu. Dicht davor jedoch verharrte sie.
Ein komisches Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt. War es ein sechster Sinn, der Gefahr ankündigte?
Kitty beschloß, noch mehr aufzupassen.
Behutsam setzte sie den Fuß auf die erste Stufe. Es war eine alte Holztreppe, und das Material sah nicht viel besser aus als das der Mühlenflügel. Trotzdem wagte sie es, weiter vorzudringen.
Die zweite Stufe, die dritte.
Auf Zehenspitzen schlich sie weiter, hörte Stimmen.
Die von Elena und die ihres Freundes. Demnach waren die beiden dort unten im Keller.
Was sie miteinander sprachen, konnte Kitty nicht verstehen. Sie flüsterten nur, schienen ihre Umgebung völlig vergessen zu haben.
»Euch werde ich die Suppe schon versalzen«, zischte Kitty Lavall.

»Wartet nur.«

Sie nahm jetzt keine Rücksicht mehr, bemühte sich nicht, vorsichtig zu sein, schritt rasch die letzten Stufen hinunter.

Das war genau der Moment, in dem Elena den schweren Spaten packte und damit ausholte.

Blitzschnell überwand Kitty Lavall ihre Schrecksekunde. Sie stieß einen gellenden Schrei aus!

Der Schrei hallte durch den Keller, brach sich an den kahlen Wänden und warnte Paul Maurer.

Blitzschnell kreiselte der junge Mann herum.

In Bruchteilen von Sekunden nahm er das Bild in sich auf. Er sah Elenas verzerrtes Gesicht, schaute auf den Spaten in ihren Händen, sah in die weit aufgerissenen Augen und in den geöffneten Mund, aus dem zwei Vampirzähne spitz und hart hervorstachen.

Elena schlug zu.

Das Spatenblatt pfiff durch die Luft, hätte Paul voll am Kopf getroffen, wenn er nicht in derselben Sekunde zurückgesprungen wäre.

Die mörderische Waffe fegte an seinem Gesicht vorbei. Elena hatte viel Schwung und Kraft in den Schlag gelegt, konnte nicht mehr stoppen, fiel nach vorn und rasierte mit dem Spatenblatt über den felsigen Boden, daß Funken aufstoben.

Paul Maurer aber griff zu. Er packte die Untote an der Hüfte und schleuderte sie herum.

Elena schrie vor Wut auf. Sie wollte beide Arme hochreißen, um Paul den Spaten doch noch über den Kopf zu schmettern, doch der junge Mann hielt sie fest umklammert.

Kitty stand auf der Treppe. Aus angstgeweiteten Augen sah sie dem Kampf zu. Sie hatte auch die Särge entdeckt, in denen die beiden anderen Vampirinnen lagen. Wenn sie erwachten und in den Kampf eingriffen, waren Kitty und Paul chancenlos.

Am liebsten wäre Kitty davongelaufen, doch sie brachte es einfach nicht fertig, Paul allein zu lassen. Im stillen leistete sie ihm Abbitte.

Paul Maurer merkte, daß seine Kräfte erlahmten. Die Untote war verflucht stark.

Paul keuchte. Jetzt erst fiel ihm auf, daß Elena nicht atmete. Nicht einmal Anstrengung verzerrte ihr Gesicht. Sie war ein regelrechtes Monster.

Im Film hatte Paul gesehen, daß Vampire gepfählt wurden, damit sie zu Staub zerfielen. Er hatte solch eine Waffe nicht und mußte sich auf seine Fäuste verlassen.

Mit einem Ruck sprengte Elena Pauls Griff. Der junge Mann flog zurück.

»Paul!« schrie Kitty auf.

Der Student ruderte mit den Armen und konnte sich fangen, bevor er zu Fall kam und Elena ausgeliefert war.

Wütend griff sie an. Den Spaten hielt sie vor sich wie ein Ritter seine Lanze. Sie rannte auf Paul zu.

Maurer wich aus. Er war ein guter Turner, und die Bewegung verlangte von ihm nur einen eleganten Sidestep.

»Paul, komm!« rief Kitty Lavall. »Laß dich auf nichts mehr ein! Wir müssen fliehen!«

Kitty hatte rasende Angst. Ihr Herz schlug wie verrückt. Wenn Paul es nicht schaffte – mein Gott, sie durfte gar nicht daran denken.

Paul Maurer riß seinen rechten Fuß hoch. Die Spitze traf Elena in die Hüfte. Der Tritt, mit dem sie nicht gerechnet hatte, schleuderte sie zurück. Fast bis an die drei Särge.

Paul Maurer hatte wertvolle Sekunden gewonnen. Mit langen Sätzen hetzte er auf die Treppe zu. »Renn weg, Kitty! Los, die Treppe rauf!«

Und Kitty lief. Sie jagte die Stufen hoch, stolperte jedoch und fiel hin.

Paul riß sie wieder auf die Beine. Er nahm sich auch die Zeit, sich umzuschauen.

Elena hatte sich erhoben. Sie rannte bereits auf die Treppe zu. Die Arme hatte sie hochgerissen, ihr Gesicht war eine völlig entstellte Grimasse aus Wut und Haß.

Paul Maurer war jetzt alles egal. Er sah, daß Kitty und er es nicht mehr schafften, rechtzeitig nach oben zu gelangen. Deshalb packte er Kitty, schleuderte sie aus der offenstehenden Falltür und stellte sich selbst der Blutsaugerin zum Kampf.

Elena lachte gellend auf.

»Hab ich dich!« kreischte sie. »Hab ich dich, du…!«

Da trat Paul Maurer voll zu. Und Elena, die drei Stufen unter ihm stand, konnte nicht mehr ausweichen. Der Tritt traf sie genau unter dem Kinn, riß ihr den Kopf in den Nacken und schleuderte sie die Treppe wieder hinunter.

Elena überschlug sich mehrere Male und blieb erst einmal liegen. Jetzt hatten die beiden jungen Leute Zeit zur Flucht. Kitty reichte ihrem Freund die Hand.

Hastig zog sich Paul Maurer hoch, warf sich dann auf dem Absatz herum und drosch die Falltür zu.

»Geschafft!« keuchte Kitty.

»Nein, noch nicht. Erst einmal raus hier.« Paul Maurer rannte in Richtung Tür.

»Glaubst du, daß sie uns verfolgen?« fragte Kitty angstvoll. »Sicher. Die geben nicht auf. Darauf kannst du dich verlassen.« Paul riß die Tür auf.

Kühle Nachtluft traf die erhitzten Gesichter der beiden Menschen. Wie eine helle Scheibe stand der Mond am Himmel. Fahl war sein

Licht, das er auf die Erde streute.

»Den gleichen Weg zurück?«

Paul blickte seine Freundin an. »Nein, wir laufen hinter der Mühle entlang.«

»Und dann?«

»Ins Dorf.«

»Falls wir es finden.«

Paul Maurer gab darauf keine Antwort. Er rannte bereits vor. Und Kitty, von Panik getrieben, hielt mit ihm Schritt.

Das junge Mädchen hatte schreckliche Minuten hinter sich. Kitty fragte sich, wie sie diese Zeit überhaupt überstanden hatte. Aber noch war die Gefahr nicht vorbei. Noch mußten sie zittern und bangen. Denn einen Vampir wie Elena konnte man so einfach nicht abschütteln. Wozu sie in ihrer Wut fähig war, hatte sie bewiesen.

Paul übersprang mit einem gewaltigen Satz den Mühlbach. Dann drehte er sich um, stemmte die Hacken in das weiche Erdreich und streckte beide Arme aus.

»Spring, Kitty!«

Kitty Lavall sprang in Pauls Arme.

»Sofort weiter!« forderte der junge Student.

Er warf noch einen Blick auf das Eingangstor der Mühle. Es blieb verschlossen. Das besagte jedoch nichts. Paul konnte sich durchaus vorstellen, daß die Mühle noch einen zweiten Ausgang hatte, durch den Elena sie verlassen konnte.

Neben ihnen rauschte der Bach an dem alten Mühlrad vorbei. Das junge Paar befand sich hinter der Mühle, auf einem sumpfig wirkenden Gelände. Blattlose Bäume streckten ihre kahlen Äste dem Mond entgegen. Dahinter führte ein Weg bergauf. Der Hügel war mit Gesträuch bewachsen.

Paul Maurer zeigte auf den Hügel. »Dort müssen wir hinauf«, sagte er. »Vielleicht können wir von dort die Lichter des Dorfes sehen.«

Kitty nickte heftig. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und mußte achtgeben, daß sie nicht anfing zu weinen. Während sie neben Paul Maurer herlief, warf sie immer wieder einen hastigen Blick zurück.

Nie hätte Kitty gedacht, daß es Vampire tatsächlich gab. Sie hatte immer geglaubt, daß diese blutsaugenden Wesen eine Erfindung der Horrorautoren waren. Am eigenen Leibe war Kitty Lavall nun eines Besseren belehrt worden.

Sie liefen, was ihre Beine hergaben.

Doch dann, als sie glaubten, es schon geschafft zu haben, gellte hinter ihnen Elenas Stimme auf.

»Wir kriegen euch noch!« brüllte sie. »Euer süßes Blut lassen wir uns nicht entgehen. Das schwöre ich!«

***

Ich bremste!

Suko wurde nach vorn geschleudert, knurrte einen Fluch durch die Zähne und blieb im Gurt hängen.

Mitten auf der Straße stand eine Gestalt.

Sie winkte mit beiden Armen, wurde vom weißen Licht der Scheinwerfer erfaßt und kniff die Augen zusammen, da die Helligkeit blendete.

Ich schaltete das Standlicht ein.

Die Gestalt war ein Mann. Ziemlich alt schon. Der Knabe trug Klamotten, wie man sie hin und wieder bei Vogelscheuchen sieht, hatte einen verfilzten Bart und einen Hut, dessen Krempe nach oben gebogen war.

Ich öffnete die Tür.

»Soll ich mit aussteigen?« fragte Suko.

»Nein. Deck mir lieber den Rücken. Ich glaube zwar nicht, daß der Knabe gefährlich ist, aber sicher ist sicher.«

»Okay.«

Gelassen schwang ich mich aus dem Bentley. Wir hatten eine lange Fahrt hinter uns. Mit Tücken und Hindernissen. Der Ort Bullstone lag sehr versteckt. Außerdem waren die Straßen hierher kaum als solche zu bezeichnen. Sie glichen vielmehr ausgebauten Trampelpfaden.

Der Alte war etwas zur Seite getreten, stand jetzt dicht am Straßengraben.

»Hallo«, grüßte ich. »Stehen Sie immer hier herum, oder hatten Sie einen besonderen Grund?«

Unser Anhalter legte den Kopf in den Nacken, um mich ansehen zu können. Sein Gesicht war wettergegerbt und mit unzähligen kleinen Falten durchzogen. Ich konnte nicht sagen, daß mir der Mann unsympathisch war. Er schniefte durch seine Knollennase. »Ich heiße Paddy«, stellte er sich vor.

»Und ich bin John. Der Mann im Wagen ist mein Freund Suko. Jetzt kennst du unsere Namen.«

Paddy nickte. »Ihr seid nicht von hier, wie?«

»Nein, wir kommen aus London.«

»Dann fahrt wieder dorthin zurück. So schnell es geht. Hört auf meinen Rat.«

Ich lächelte. »Warum?«

»Weil es für einen Fremden gefährlich ist, in dieser Gegend zu sein«, flüsterte Paddy.

Ich griff nach den Zigaretten und bot Paddy ein Stäbchen an.

Er nahm gleich zwei. Einen Glimmstengel steckte er sich hinter das rechte Ohr. Ich reichte Paddy – das Feuerzeug. »Warum, zum Teufel, ist es denn hier so gefährlich? Willst du mir das nicht sagen?«

Der Rauch faserte vor seinem Gesicht hoch. »Die Menschen hier haben Angst vor den Vampiren.« Paddy flüsterte den Satz, ging einen Schritt zurück und blickte mich abwartend an.

Obwohl mich seine Worte elektrisierten – zeigten sie mir doch, daß wir auf der richtigen Spur waren –, winkte ich gelassen ab. »Vampire! Wer glaubt denn schon daran?«

»Sag das nicht, John. Es gibt sie. Mir haben sie vor Jahren meine Frau geraubt, und ich habe geschworen, mich zu rächen. Ich ziehe durch die Gegend, und das hier habe ich immer bei mir.« Er griff unter seine Jacke, holte einen angespitzten Holzpflock hervor und hielt ihn mir vor das Gesicht. Seine Augen leuchteten, als er sagte: »Damit, John, werde ich sie pfählen. Einen habe ich schon geschafft, aber ich kriege sie alle. So, jetzt habe ich alles gesagt. Fahrt zurück, schnell, ehe sie euch schnappen. Heute nacht ist Vollmond, das ist ihre Zeit.«

Ich ging darauf nicht weiter ein, sondern erkundigte mich nach der Mühle.

Paddy schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Nie dürfen normale Menschen dorthin«, gab er flüsternd zur Auskunft. »In der Mühle hausen sie doch, John. Sie werden…«

Ich klopfte dem Alten auf die Schulter. »Schon gut, Paddy«, sagte ich. »Wir suchen erst einmal ein Quartier für die Nacht und sehen dann weiter. Vielen Dank auch für deine Warnung. Sollen wir dich ein Stück mitnehmen?«

Paddy schüttelte den Kopf. »Nein, nein«, erwiderte er hastig, »Ich wollte euch nur helfen. Das war es. Aber wenn ihr nicht auf mich hört, Gott sei euren Seelen gnädig.« Er schaute mir noch einmal ins Gesicht, drehte sich dann auf dem Absatz um und verschwand in der Dunkelheit.

Ich ging zu meinem Wagen zurück.

»Was war?« fragte Suko.

»Ein komischer Kauz, dieser Alte. Heißt Paddy und hat uns vor Vampiren gewarnt.«

»Erzähl mal.«

Ich spulte die Geschichte ab. Mein chinesischer Partner blickte mich dabei nachdenklich an.

»Wir sollten die Warnung des Alten nicht so einfach in den Wind schlagen«, meinte er.

Ich stimmte ihm zu. »Aber jetzt laß uns fahren, sonst ist es gleich Mitternacht, und wir sind noch immer nicht in Bullstone.« Der Alte war verschwunden. Auch als ich voll aufblendete, konnte ich ihn nicht mehr sehen. Ich war jedoch davon überzeugt, daß er uns irgendwann wieder über den Weg laufen würde.

Wir waren in den frühen Morgenstunden aus London abgefahren. Ein Verkehrsstau hatte uns aufgehalten, und in Mittelengland ging durch

ein gesperrtes Straßenstück ebenfalls noch eine Stunde verloren. Aus diesem Grunde fuhren wir in der Dunkelheit durch das schottische Hochland und suchten nach dem Ziel.

Die Mühle gab es also tatsächlich. Sie jetzt noch zu suchen hatte keinen Zweck. Ich sprach mit Suko darüber, und auch er war der Meinung, diesem Gemäuer erst am nächsten Tag einen Besuch abzustatten. Wenn dort wirklich Vampire hausten, dann schliefen sie tagsüber und waren dann leichter zu überwältigen.

Die Spezialpistole, die Eichenbolzen verschoß, trug Suko im Gürtel.

Stoßdämpfer und Federung meines Wagens wurden arg strapaziert. Doch der Bentley hielt einiges aus. Zudem war er ausgezeichnet in Schuß. Manchmal mahlten die breiten Reifen über die Grasstreifen am Rand des schmalen Weges. Suko saß neben mir auf dem Beifahrersitz, kaute Pfefferminzbonbons und hatte die Kopie der Generalstabskarte vor sich auf den Knien liegen.

»Ist nicht mehr weit«, sagte er.

»Das erzählst du mir schon seit zwei Stunden«, erwiderte ich. »Ich will dir schließlich nicht die Hoffnung rauben.«

»Aber diesmal könntest du recht haben.«

Wir rollten durch eine wildromantische Gegend. Das silberne Mondlicht umrahmte die Hügel mit seinem fahlen Glanz. Es war eine helle Frühsommernacht, dazu lau und windstill.

Plötzlich zischte Suko auf.

»Was ist?« fragte ich.

Er legte seine Hand auf meinen Arm. »Halt doch mal an.« Ich bremste.

Suko zeigte mit dem Finger auf die breite Frontscheibe. »Schau dir nur den Mond an.«

Ich tat es.

»Und? Der Knabe ist rund und scheint ruhig vor sich hin.«

»Da fliegt doch was. Jetzt wieder!«

Ich strengte meine Augen an. Suko hatte recht. Ein großer, schwarzer Körper segelte lautlos durch die Luft, breitete seine Schwingen aus und zog eine Schleife.

»Sieht aus wie eine Fledermaus«, kommentierte Suko.

»Das sieht nicht nur so aus, das ist auch eine«, bemerkte ich. »Und eine verdammt große sogar.«

»Wir denken beide das gleiche?«

Ich drückte bereits die Wagentür auf. »Genau, mein Freund. Vampire!«

Suko stieg ebenfalls aus dem Bentley. Über die Kühlerschnauze hinweg sah ich, wie er die Bolzenpistole zog.

Der Chinese grinste. »Wenn's hart auf hart geht, ich bin gerüstet.«

Beide beobachteten wir die Fledermaus. Selbst auf die große

Entfernung hinweg konnten wir erkennen, daß es sich um ein riesiges Tier handelte. So groß war keine normale Fledermaus. Es mußte sich um einen Vampir handeln.

Wir warteten ab.

Immer wieder flog die Fledermaus dem Mond entgegen. Mir schien es, als würde sie das Licht trinken. Und so war es tatsächlich. Mondlicht gilt als Balsam für Vampire, während das Licht der Sonne sie zerstört.

Das Tier flog jetzt eine große Schleife und wurde eins mit der Dunkelheit. Wir lauerten darauf, daß es sich wieder zeigen würde, doch den Gefallen tat es uns nicht.

Nach fünfminütiger Wartezeit hob Suko enttäuscht die breiten Schultern. »Sorry«, sagte er, »aber heute ist mir wohl kein Schuß vergönnt.« Er steckte die Bolzenpistole wieder weg.

Im nächsten Augenblick schon bereute er es.

Urplötzlich schoß die Fledermaus auf uns zu. Sie war dunkler als die Nacht, warf einen langen Schatten, und wir hörten das Rauschen der Schwingen.

Das Biest hatte sich Suko ausgesucht. Ich saß schon halb im Wagen.

»Vorsicht!« schrie ich.

Mein chinesischer Freund und Partner ließ sich auf die Knie fallen. Das war sein Glück. Haarscharf fegte die riesige Fledermaus über ihn hinweg, streifte noch das Autodach und war verschwunden.

Suko rappelte sich wieder hoch. »Zum Teufel noch mal«, keuchte er, »das war knapp.«

Auch ich hatte meine Beretta gezogen. Wenn das Tier noch mal auftauchte, würden wir dem Blutsauger einen entsprechenden Empfang bereiten.

Die Fledermaus tat uns den Gefallen nicht. Sie blieb verschwunden. Wir stiegen wieder in den Wagen und konnten diesmal unbehelligt abfahren.

»Der Alte war gar nicht dumm«, bemerkte ich.

Suko nickte nur. Er beobachtete die Umgebung. Sah nach vorn, nach rechts und nach links. »Anscheinend mag man uns in dieser Gegend nicht«, sagte er.

»Kein Wunder, wenn sie dich sehen«, grinste ich.

Suko schaute mich kurz an. »Ich bin zwar nicht so schön wie du, dafür aber interessant.«

Ich nickte. »Immerhin etwas.«

Die nächsten Minuten verliefen schweigend. Während ich mich auf die Straße konzentrierte, suchte Suko während der Fahrt die Umgebung ab. »Nichts zu sehen«, brummte er. Ich lenkte den Bentley in eine weit geschwungene Kurve.

Linker Hand wuchs ein Hügel in die Höhe, während ich auf der

rechten Seite das Wasser eines Bachs im Mondlicht glitzern sah. Ich umfuhr den Hügel.

»Da liegt schon das Dorf«, sagte Suko.

Mein Freund hatte recht. Vor uns, in einer Senke, lagen ein paar Häuser. Der Mond stand so günstig, daß sich die Umrisse des Dorfes wie bei einem Scherenschnitt abhoben.

Ich sah eine Kirche, auf deren Turm das Kreuz fehlte. Und dies gab mir zu denken.

»Hoffentlich haben die auch ein Gasthaus«, bemerkte Suko.

»Wird wohl.«

Ich ließ den silbermetallicfarbenen Bentley wieder sacht anrollen. Der Weg führte jetzt bergab. Er bestand aus zwei Fahrrillen. Zwischen den beiden Spuren wuchs das Gras knöchelhoch.

Der Bentley schaukelte uns durch. Die beiden Scheinwerferaugen hüpften auf und nieder.

Und dann war die Fledermaus wieder da.

Im Innenspiegel sah ich sie heranfliegen. Das Biest wollte uns von hinten angreifen und hockte sich auf den Kofferraum. Deutlich erkannte ich das nadelspitze Gebiß mit den beiden vorstehenden Eckzähnen, die rot umränderten Augen und die großen Flügel.

Suko löste den Sicherheitsgurt, drehte sich auf dem Sitz um und rief: »Die knall ich ab!«

»Nicht durch die Scheibe. Ich stoppe!«

Vollbremsung. Der Bentley stand. Suko huschte aus dem Wagen und schoß noch in der Drehung.

Es gab ein zischendes Geräusch, als der Bolzen die Waffe verließ. Suko hatte auf das Herz des Blutsaugers gezielt, doch die Fledermaus schien etwas geahnt zu haben. Sie hob genau in dem Augenblick vom Kofferraum ab.

Der Bolzen ritzte nur ihren Flügel.

Wie ein Pfeil schwirrte die Fledermaus davon. Dabei stieß sie krächzende und fauchende Laute aus.

Ich ließ meine Beretta sinken. Es hatte keinen Zweck. Der Blutsauger war im Schutz der Nacht untergetaucht.

Achselzuckend nahmen wir wieder im Wagen Platz. »Ein drittes Mal wird sie es wohl nicht versuchen«, meinte Suko.

»Kaum.«

Unbehelligt erreichten wir das Dorf. Die ersten Gehöfte tauchten auf. Im Mondlicht wirkten die Gebäude gespenstisch. Überall sahen wir den Verfall. Türen hingen schief in den Angeln. Eggen und Pflüge rosteten vor sich hin. Auf manchen Dächern fehlten Ziegel.

»Ob hier überhaupt Menschen wohnen?« Sukos Frage klang zweifelnd.

Ein gefleckter Köter huschte über den Weg. Als die Scheinwerfer ihn

blendeten, blieb er stehen. Dann bellte er und jagte davon.

Wir fuhren auf die Dorfmitte zu. Hier standen die Häuser eng beieinander. Hinter einigen Fenstern brannte noch Licht. Schattenhaft waren die Bewohner zu erkennen.

»Ich glaube, da vorn auf der rechten Seite ist ein Pub«, sagte Suko. »Stopp mal.«

Ich tat ihm den Gefallen.

Das Gasthaus erwies sich als langgestrecktes Gebäude. Es erinnerte mich mehr an einen Kuhstall.

»Sehen wir uns den Laden an«, schlug Suko vor.

Ein grünes Tor entpuppte sich als Eingangstür. Über dem Tor hing eine Laterne. Das Glas war so verdreckt, daß es kaum Licht durchließ. Das Gasthaus selbst schien leer zu sein. Jedenfalls brannte hinter den Scheiben kein Licht. Und auch Stimmen waren nicht zu hören.

Ich fand einen eisernen Klopfer. Er hatte die Form eines Löwenkopfes. Mit dem Klopfer hämmerte ich gegen das Holz. Nichts rührte sich.

»Notfalls übernachten wir im Wagen«, sagte ich.

Suko hob die Schultern. »Mir egal.« Er blickte sich suchend um. »Hier ist wirklich das Ende der Welt.«

»Vergiß nicht, daß es Nacht ist.« Abermals schlug ich gegen die Tür. Was ich nicht zu hoffen gewagt hatte, trat ein. Schlurfende Schritte näherten sich. Von innen schwang eine Guckklappe hoch. Prüfend und mißtrauisch wurden wir gemustert.

»Was wollt ihr?«

Ich setzte ein Sonntagslächeln auf. »Ein Nachtlager, mehr nicht.«

»Wir sind besetzt. Fahren Sie weg. Schnell.«

Wieder diese Warnung. Langsam wurde mir die Sache zu bunt. Ich holte meinen Ausweis hervor und hielt ihn dicht gegen die Klappe. »Lesen können Sie doch – oder?«

Der Mann hinter der Tür schniefte. »Sie sind von der Polizei?«

»Genau. Und jetzt öffnen Sie bitte.« Ich steckte den Ausweis wieder weg.

Tatsächlich wurde die Tür quietschend nach innen gezogen. Dann stand der Wirt vor uns.

Es gibt wirklich dünne Menschen, und ich hatte auch schon viele gesehen, aber der Knabe konnte sich hinter einem Laternenpfahl noch ausziehen.

Himmel, war das ein Gestell.

Auch das Gesicht des Mannes sah merkwürdig aus. Tiefe Ringe unter den Augen, ein schmallippiger Mund und eine lange Nase mit messerscharfem Rücken. Zwei breite, grüne Hosenträger hielten die abgeschabte Cordhose. Und das Hemd hatte auch schon bessere Zeiten erlebt.

Suko holte unsere beiden Koffer, während ich mit dem Mann verhandelte.

»Sie sind also der Wirt«, stellte ich fest.

»Ja.«

Ich stellte mich und Suko vor. Auch der Wirt sagte seinen Namen. Er hieß Horace Hiller. Natürlich hatte er freie Zimmer. Mehr als genug sogar.

Wir konnten uns das beste davon aussuchen.

»Erdgeschoß reicht«, sagte ich.

»Dann folgen Sie mir bitte.«

Im Augenblick befanden wir uns in einem breiten Gang. Links und rechts waren weiß getünchte Mauern. Eine breite Tür führte nach hinten in den Hof. Der Boden war mit roten Fliesen ausgelegt. An der Decke schaukelte eine Segeltuchlampe. Daß Strom vorhanden war, sah ich an den Leitungen, die über dem Putz an der Wand entlangliefen.

Wir wandten uns nach links, mußten zwei Stufen hochsteigen, drückten eine Tür auf, die mit zwei Querbalken verzielt war, und standen in einem Flur. Links zweigten Türen ab.

»Hier liegen die Zimmer«, sagte Hiller.

»Und die Gaststube?« fragte ich.

»Befindet sich rechts vom Eingang. Soll ich Ihnen Ihr Zimmer einmal zeigen?«

»Wir bitten darum.«

Der Raum hinter der ersten Tür war sehr einfach eingerichtet, aber – und das überraschte mich – peinlich sauber.

»Ihr Freund kann das Zimmer nebenan haben. Die Möblierung ist die gleiche.«

Ich zog die Nase hoch. »Hier riecht es nach Knoblauch«, stellte ich fest.

Der Wirt nickte und senkte den Blick. »Das stimmt, Sir.« Er hob die knochigen Schultern. »Wir hängen oft Knoblauchstauden auf.«

»Warum?«

»Ein alter Brauch.«

Ich lachte gekünstelt. »Und ich dachte schon, wegen der Vampire.«

Horace Hiller zuckte zusammen. Ihm lag eine Frage auf den Lippen, doch er schluckte sie hinunter.

Ich wechselte das Thema. »Bewirtschaften Sie das Gasthaus allein?«

»Nein. Meine Frau hilft. Die Tochter ist leider tot.«

»Unfall?«

»So ungefähr.« Der Wirt ließ sich jedoch auf keine nähere Erklärung ein, wünschte uns eine gute Nacht und verschwand. Leise drückte er die Tür ins Schloß.

Suko ließ sich auf einen primitiven Holzstuhl nieder und stemmte beide Ellbogen auf den Tisch. »Na, Geisterjäger, was hältst du von der

Sache?«

Ich trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. »Die Menschen hier haben Angst vor den Vampiren. Sie leiden unter ihrem Terror. Wer weiß, wie groß die Anzahl der Opfer ist, die diese verdammten Blutsauger schon gefunden haben.«

»Dann müßten wir in der Mühle ja ein regelrechtes Vampirnest finden«, folgerte Suko.

»Vielleicht.«

»Na ja.« Suko stand auf. »Ich gehe mal rüber in meine Suite. Heute nacht passiert wahrscheinlich nichts mehr. Bei Tageslicht sieht alles schon viel anders aus.« Mein Partner verschwand.

Ich rauchte noch eine Zigarette. Still war es im Zimmer. So ruhig, daß ich das Ticken meiner Armbanduhr hörte. Während ich den blaugrauen Rauchwolken nachschaute, drehten sich meine Gedanken um den Fall.

Kiriakis hatte uns auf die Spur gebracht, und von Myxin, dem Magier, hatte ich weitere Informationen erhalten. Er aber wollte, daß ich in die Falle lief. Und Myxin kannte mich. Er wußte, daß ich nicht so leicht aufgab. Schließlich hatte ich das Dämonenauge zerstört. Demnach mußte diese Mühle ein verdammt heißes Pflaster sein.

Ich war gewarnt und beschloß, vorsichtig zu sein.

Fließendes Wasser gab es in diesem Zimmer nicht. Dafür stand eine Kanne auf der kleinen Kommode. Die Waschschüssel entdeckte ich in dem halbhohen Schrank.

Der Wirt kam noch einmal zurück und schleppte frisches Wasser herbei. »Von der Quelle«, sagte er voller Stolz. Dann goß er das Wasser aus dem Eimer in die Schüssel.

Horace Hiller wich meinem Blick aus. Sicherlich hatte er Angst, ich würde ihn auf die Vampire ansprechen.

Als er verschwunden war und in Sukos Zimmer ging, holte ich aus dem Reiseproviant meine kleine Whiskyflasche hervor und nahm einen Schlaftrunk. Den hatte ich mir nach der langen Fahrt redlich verdient.

Wieder wurde es still.

Ich öffnete das Fenster, beugte mich hinaus, um die kühle Nachtluft einzuatmen.

Und da hörte ich den Schrei!

***

Völlig erschöpft ließ sich Kitty Lavall in das weiche Gras fallen. Sie senkte den Kopf und barg ihn in beide Hände. »Ich – ich – kann nicht mehr«, japste sie und rang nach Atem. »Laß uns eine Pause einlegen, Paul.«

Maurer war ebenfalls am Ende seiner Kräfte. Auf Händen und Füßen

hockte er sich neben seine Freundin. Weit hatte er den Mund aufgerissen und pumpte die Nachtluft in seine strapazierten Lungen. Dann ließ er sich einfach zur Seite fallen und blieb so liegen.

Kitty rollte auf den Rücken. Ihre Brust hob und senkte sich unter den schweren, keuchenden Atemzügen. Minutenlang sprachen die beiden nicht. Ruhten sich nur aus. Kitty mußte hin und wieder würgen. Der Lauf hatte sie überanstrengt.

Paul Maurer fing sich als erster. »Kitty«, drängte er, »wir müssen weiter. Komm, steh auf.«

»Nur noch – ein – paar Minuten.«

Paul schlug mit der Faust auf den Boden. Er erstickte fast an seiner eigenen Hilflosigkeit. Nein, so schwach hatte er sich noch nie gefühlt. Und er hatte Angst. Höllische Angst vor Elena und ihren Blutsaugerinnen, die sie als ihre Schwestern bezeichnet hatte.

Paul Maurer stand auf. Er stützte beide Hände auf die Knie und sah sich um.

Das sanft gewellte Land ließ keinen weiten Blick zu.

»Am liebsten möchte ich hier liegenbleiben!« stöhnte Kitty Lavall. »Nur noch schlafen…«

»Komm endlich hoch, bitte!« Paul bückte sich, um Kitty die Hand zu reichen.

Das Mädchen reagierte nicht. »Eine Minute noch«, bettelte sie. »Bitte, Paul…«

Der Student ließ sich erweichen. Er war jedoch auf der Hut. Ließ seine Blicke in die Höhe streifen und entdeckte den schwarzen Punkt, der dicht an der Scheibe des Mondes vorbeizusegeln schien. Paul Maurer wurde mißtrauisch.

Ein Tier?

Der Punkt wurde größer, flatterte auseinander, breitete ein riesiges Flügelpaar aus.

Vampire sind Fledermäuse! schoß es Paul Maurer durch den Kopf.

Und das war eine Fledermaus!

»Kitty!« schrie er. »Hoch mit dir!«

»Was ist los?«

»Elena ist da!«

Dieser Satz alarmierte das junge Mädchen. Hastig sprang es auf, sah sich um. »Wo?«

»Dort.« Paul Maurer zeigte zum Himmel. »Die Fledermaus. Sicherlich hat sich Elena in eine Fledermaus verwandelt.«

»O mein Gott!« Kittys Augen wurden groß vor Angst.

Paul Maurer ließ seiner Freundin keine Zeit, über irgend etwas nachzudenken. Er faßte sie bei der Hand und riß sie einfach mit sich fort. Wenn die Fledermaus sie bisher nicht entdeckt hatte, dann hatten sie noch eine Chance. War aber das Gegenteil der Fall, gab es kein

Entrinnen mehr. Die fliegende Bestie war immer schneller, als Menschen rennen konnten.

Zum Glück trugen die beiden jungen Leute feste Wanderschuhe, in denen sie gut laufen konnten. Das Gelände vor ihnen war mit Buschinseln bewachsen, die auf dem vom Mondlicht beschienenen Land wie dunkle Höcker aussahen.

Immer wieder gingen Kitty und Paul hinter diesen Buschinseln in Deckung, um einigermaßen sicher vor der scharfäugigen Fledermaus zu sein.

Dann – wenn es ihnen ratsam erschien – jagten sie weiter bis zum nächsten Busch.

Als sie über einen Höhenrücken hetzten, sahen sie das Dorf Bullstone in einer Senke liegen. Endlich. Und der Weg bis zum Ort war frei. Doch es gab keine Deckungsmöglichkeit mehr! »Mist, verdammter!« fluchte der junge Mann.

Kitty klammerte sich an Paul. »Was sollen wir jetzt tun?« flüsterte sie angsterfüllt.

»Erst mal die Ruhe behalten.« Paul warf einen Blick zum Himmel, sah die Fledermaus jedoch nicht. Er war einigermaßen beruhigt.

»Ich glaube, sie ist verschwunden«, meinte er aufatmend.

In einer impulsiven Geste wandte Kitty Lavall den Kopf. Im selben Atemzug schrie sie auf.

»Paul, hinter uns!«

Maurer wirbelte herum. Da sah auch er das verdammte Höllenbiest. Es war zwar noch weit entfernt, doch es gab keinen Zweifel, daß die Fledermaus ihre Opfer erspäht hatte.

Sie nahm Kurs auf Kitty und Paul.

Gleichzeitig begannen die beiden jungen Leute zu rennen.

Noch einmal holten sie alles aus ihren Körpern heraus. Ihre Beine schienen kaum den Boden zu berühren. Wenn einer von ihnen stolperte oder in einen Maulwurfshügel trat, dann war ihr Schicksal besiegelt.

Doch das Glück stand ihnen bei.

»Dreh dich nicht um!« brüllte Paul während des Laufs. »Dort vorn ist das Dorf!«

Und sie hetzten weiter.

Schneller, immer schneller.

Die ersten Gehöfte tauchten auf.

Kitty und Paul rannten an ihnen vorbei. Beide hatten die Köpfe in den Nacken geworfen. Die Beine bewegten sich automatisch. Die Gesichter waren vor Angst und Anstrengung verzerrt. Würden sie es schaffen?

Nein – die Fledermaus war schneller.

Urplötzlich war die blutsaugende Bestie über ihnen, breitete die

Flügel aus und bedeckte Kitty und Paul wie mit einem übergroßen Mantel.

Die beiden Flüchtigen warfen sich zu Boden. Paul riß Kitty kurzerhand mit sich.

Als das junge Mädchen dicht über sich das schreckliche Gesicht der Fledermaus sah, entlud sich all ihre Angst in einem gellenden Hilfeschrei…

***

Ich sprang aus dem offenen Fenster, über die Bank hinweg und pendelte meine Blicke auf den Dorfeingang ein.

Meine Beretta hatte ich zum Glück noch bei mir. Sie steckte im Schulterholster. Ich nahm die Pistole in die Hand und begann zu laufen.

Niemand sonst kümmerte sich um die Person, die um Hilfe gerufen hatte. Während ich an den Häusern vorbei hetzte, sah ich manchmal ängstliche Gesichter hinter den Scheiben. Niemand traute sich auf die Straße. Keinen ging das Schicksal des anderen etwas an. Typisch für Menschen, die Angst haben. Da will jeder seine eigene Haut retten, höchstens noch die der Familie.

Nur gut, daß Vollmond war. Deshalb sah ich die verdammte Fledermaus schon aus relativ großer Entfernung.

Ungefähr dreißig Yards trennten uns.

Ich hörte bereits das gräßliche Fauchen der höllischen Blutbestie. Sie schlug wild und unkontrolliert mit ihren Flügeln. Obwohl der Vampir mit seiner Größe fast die gesamte Straßenbreite einnahm, erkannte ich, daß sich zwei Menschen mit aller Kraft gegen dieses Monster wehrten.

Der Vampir hatte schon Opfer gefunden.

Ich mußte näher heran, um einen gezielten Schuß anzubringen. Wieder klang der schrille Schrei auf. Ein junges Mädchen versuchte, sich vom Boden zu erheben, wurde jedoch von den Krallen niedergedrückt.

Dann war ich am Ort des Kampfes.

Der Vampir bemerkte mich, hob seinen Oberkörper hoch und starrte mich aus den rötlich schimmernden Augen an.

Es war ein schauriges Bild, als der Blutsauger mit seinen ausgebreiteten Schwingen vor mir stand. Die Zähne glänzten. Deutlich konnte ich die blutsaugenden Hacker sehen.

Neben dem Vampir lagen ein junges Mädchen und ein ebenfalls noch junger Mann. Beide rührten sich nicht.

War ich zu spät gekommen?

Die Fledermaus fauchte. In der nächsten Sekunde würde sie sich auf mich stürzen.

»Stirb, verdammter Blutsauger!« brüllte ich.
Zweimal zog ich den Stecher durch. Vor der Mündung platztenFeuerblumen auf. Ich hatte genau gezielt, wollte die geweihten Geschosse dorthin setzen, wo dieses Wesen das Herz hatte.
Ich traf mein Ziel.
Die Einschläge der Kugeln schüttelten das Monster durch, trieben es in den Staub der Straße.
Die Fledermaus fiel.
Im nächsten Augenblick begann ihr Kampf mit dem nahenden Tod, den sie jedoch nicht aufhalten konnte, denn das geweihte Silber tat seine Wirkung.
Es zerstörte diesen untoten Körper, löste ihn rasch auf.
Die wie Leder wirkende Haut schrumpfte, wurde graugelb, löchrig und brüchig. Aus dem häßlichen Vampirmaul drangen schaurige Klagelaute, die in der Nacht verklangen.
Immer weniger wurde die Bestie. Und dann – sekundenlang – sah ich das Bild eines blonden Mädchens. Doch schnell verzerrte sich das Gesicht, und auch der übrige Körper zerfiel.
Zurück blieb Staub! Asche – graue Asche, die der Nachtwind durcheinanderwirbelte und davontrug.
Ich hatte einen ersten Sieg errungen!
Mit einer mechanischen Bewegung steckte ich die Beretta weg. Jetzt mußte ich mich um die beiden jungen Menschen kümmern. Hinter mir hörte ich Schritte. Ich drehte mich um. Suko rannte auf mich zu. Die Schüsse hatten ihn aufgeschreckt.
»Wenn du kommst, ist alles vorbei!« rief ich ihm entgegen.
Ich verstand Sukos Antwort nicht, da ich bereits dabei war, den jungen Leuten auf die Beine zu helfen.
»Danke, Mister«, hauchte das Mädchen. »Ohne Sie…« Dann begann sie zu weinen.
Auch der junge Mann wirkte unsicher auf den Füßen. Er hatte mehr abbekommen als das Mädchen. Die Krallen der Fledermaus hatten einen Teil seiner Kleidung aufgerissen.
Suko kümmerte sich um das Mädchen. Es erschrak, als es den Chinesen sah.
Ich beruhigte es. »Keine Angst, Suko ist mein Freund. Er hätte Sie ebenso gerettet wie ich.«
Da ich Sukos Namen schon genannt hatte, stellten wir uns gegenseitig vor.
Mein Freund und ich erfuhren, daß die jungen Leute Kitty Lavall und Paul Maurer hießen.
Ich schlug vor, ins Gasthaus zu gehen. »Dort können wir uns dann in Ruhe unterhalten«, sagte ich.
Wir mußten Kitty und Paul auf dem Weg dorthin stützen. Die beiden

waren zu erschöpft.

Unser Gang durch den Ort glich einem Spießrutenlaufen. Die Schüsse und Schreie hatten die Bewohner aufgeschreckt. Hinter den Fensterscheiben sahen wir die Umrisse von blassen Gesichtern.

»Wahrscheinlich haben sie sich schon vor Angst in die Hose gemacht«, knurrte Suko. »Ich drehe immer durch, wenn ich solche Feiglinge sehe.«

Ich verteidigte die Menschen. »Du weißt nicht, was sie alles hinter sich haben.«

»Trotzdem.«

»Dann hätten wir von keinem Hilfe zu erwarten gehabt?« fragte mich Paul Maurer.

»So ungefähr.«

»Mein Gott«, flüsterte der junge Mann. »Nie hätte ich damit gerechnet, daß es so etwas noch gibt. Das ist ja schlimmer als im Mittelalter. Aber wie schaffen Sie es, sich gegen diese Monster zu wehren? Sie haben geschossen und die verdammte Fledermaus getötet. Was ich über Vampire weiß, ist wenig. Man kann sie nicht mit normalen Kugeln töten.«

»Ich habe mit geweihten Silberkugeln gefeuert«, erklärte ich.

»Dann sind Sie nicht zufällig hier?«

»Nein.«

Wir hatten inzwischen das Gasthaus erreicht. Horace Hiller mußte uns gesehen haben, denn eröffnete sofort die Tür. Der Wirt sah noch bleicher aus. In seinen Augen flackerte es unstet. Nervös huschte seine Zungenspitze über die trockenen Lippen.

»Wir brauchen noch ein Zimmer für die jungen Herrschaften hier«, sagte ich.

Der Witt schüttelte den Kopf. »Das geht nicht.«

»Darf ich den Grund erfahren?« Meine Stimme klang scharf.

»Die beiden«, er zeigte auf Kitty und Paul, »werden von Vampiren gejagt. Die Blutsauger wollen sie haben. Sie lassen ihre Opfer nicht aus den Augen und verfolgen sie überall hin. Wenn die Verfolgten bleiben, habe ich die Untoten im Haus.«

»Wir sorgen schon dafür, daß Ihnen niemand etwas tut.« Der Wirt blieb bei seinem Nein.

Ich blickte ihn fest an. »Sie werden diesen jungen Menschen Unterschlupf gewähren. Oder ich klage Sie wegen unterlassener Hilfeleistung an. Haben wir uns verstanden?«

Er nickte.

»Und?«

»Kommen Sie rein.«

Hiller gab den Weg frei.

Mit scheuen Blicken folgten Kitty und Paul uns ins Haus. Ich blieb

noch einmal stehen und wandte mich an den Wirt. »Geben Sie uns etwas zu trinken. Am besten eine Flasche Whisky. Die haben Sie doch?«

»Natürlich.« Er verschwand.

Wir aber gingen in mein Zimmer. Erschöpft legte sich Kitty auf das Bett, während ihr Freund auf dem Stuhl Platz nahm. Zum Glück waren beide nicht verletzt.

Paul Maurer hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben. Manchmal schüttelte er den Kopf, als könne er seine und Kittys Rettung selbst noch nicht begreifen.

Niemand sprach ein Wort. Wir warteten darauf, daß der Wirt uns den Whisky brachte, Schüchtern klopfte Hiller an die Tür. Er trat ein und brachte eine Flasche Scotch mit vier Gläsern. Schweigend stellte er das Tablett auf den Tisch.

Ich hielt den Mann am Arm fest. »Nichts für ungut, Mr. Hiller«, sagte ich.

»Ja, danke.«

Auch Kitty nahm einen Schluck. Ich blieb bei ihr auf der Bettkante sitzen, als sie trank. Über den Rand des Glases hinweg schaute sie mich an. In ihren Augen flackerte immer noch die Angst. Tapfer schluckte sie den hochprozentigen Schnaps hinunter. Sie hustete und stellte das Glas weg. Auch Paul Maurer hatte den Whisky getrunken.

»Ich glaube, jetzt können wir uns in Ruhe unterhalten«, sagte ich. »Am besten, Sie berichten von vorn.«

Paul Maurer nickte. »Okay«, flüsterte er. »Aber wer sind Sie eigentlich?«

Ich klärte ihn über Sukos und meine Identität auf.

»Da haben wir ja riesiges Glück gehabt«, stöhnte Paul.

Ich lächelte. »So ungefähr.«

Da begann der junge Mann zu berichten. Noch während er redete, schlief seine Freundin ein. Es war das beste, was ihr passieren konnte.

Nach fünfzehn Minuten war Paul Maurer mit seiner Zusammenfassung fertig.

Suko und ich tauschten einen Blick.

»Was meinst du?« fragte der Chinese. »Sollen wir noch in der Nacht dort aufräumen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, bei Tageslicht haben wir es leichter. Ich schätze, daß sie uns in den nächsten Stunden in Ruhe lassen werden. Sobald die Sonne aufgegangen ist, geht's rund. Außerdem haben wir es jetzt nur noch mit zwei Vampiren zu tun.«

Suko winkte ab. »Kleinigkeit. Ein Vampir für dich, ein Vampir für mich. Das schaffen wir mit links.«

Selten in seinem Leben hatte sich mein bester Freund so geirrt…

***

Alma Hiller hatte das graue Haar straff zurückgekämmt und es im Nacken zu einem Knoten gebunden. Sie trug noch ihr gelblichweißes Nachthemd, als ihr Mann das kleine Schlafzimmer betrat. Über die Schultern hatte Alma sich eine Strickjacke gehängt.

Vor den beiden kleinen Fenstern baumelten Knoblauchstauden. An der Wand über dem Bett hing ein großes Holzkreuz. Darunter war ein Tongefäß mit Weihwasser befestigt. Tief steckte den Menschen die Angst vor den Vampiren im Blut. Horace Hiller schloß sacht die Tür. Er blieb stehen, ließ die Arme hängen und schaute seine Frau mit leeren Blicken an. »Und?« fragte Alma.

Hiller schüttelte nur den Kopf. Er strich sich über die Stirn und nahm auf der Bettkante Platz. »Es ist Vollmond«, berichtete er. »Sie sind wieder im Ort.«

»Mein Gott.« Alma schlug hastig ein Kreuzzeichen. Sie sah verlebt aus. Ihre Wangen waren eingefallen, spitz trat die Nase aus dem Gesicht hervor. Der dünnlippige Mund zeigte einen betrübten Zug. Hinter den Gläsern der Brille schimmerten die Augen in einem verwaschenen Grau. Almas Hände waren abgearbeitet, die Haut zeigte tiefe Furchen. Mrs. Hiller hatte in ihrem Leben mehr die Schattenseiten kennengelernt.

»Sie waren hinter zwei jungen Leuten her«, berichtete Horace mit tonloser Stimme: »Haben sie aber nicht töten können. Die neuen Gäste sind plötzlich aufgetaucht und haben den Vampir vernichtet.«

»Umgebracht?« fragte Alma erstaunt.

»Ja.«

»Aber es ist doch nicht möglich. Man kann Vampire – es sei denn – sie sind…«

»Du denkst schon richtig, Frau«, erwiderte Horace. »Es sind Spezialisten. Auf einem Aufkleber habe ich gelesen, daß sie aus London stammen. Da steht: ›London grüßt den Rest der Welt‹.«

»Dann hat der Terror ja bald ein Ende«, flüsterte Alma Hiller hoffnungsvoll.

»Möglich.«

Die Frau begann zu weinen. »Daß ich das noch erleben darf. Unsere Tochter wird gerächt sein und ihren Seelenfrieden zurückerhalten. Ich bin ganz sicher.«

»Dieser Sinclair müßte sie auch töten.«

»Ich würde es sogar selbst tun!«

»Sag nicht so etwas!«

»O doch, Horace. In all den Jahren habe ich mich nie damit abfinden können, was mit Marion passiert ist. Und wir waren hilflos, konnten nichts machen, weil diese verdammte Brut das Dorf terrorisierte. Wo sind wir denn gelandet? Die Menschen verlassen Bullstone, die Jüngeren ziehen fort – nur die Älteren bleiben hier, weil sie keine

Chance mehr haben. Aber in mir ist das Feuer der Rache nie erloschen. Es brennt weiter. Und zwar heller denn je.«

»Auch die beiden Londoner werden die Mühle nicht mehr lebend verlassen«, sagte Hiller.

»Doch, sie schaffen es. Ich werde mit ihnen reden. Kann ihnen Tips und Hinweise geben.«

»Gar nichts wirst du«, unterbrach Hiller seine Frau barsch. »Du bleibst hier. Und damit basta.«

Alma hatte es im Laufe ihrer Ehejahre gelernt, nicht aufzumucken. Deshalb gab sie auch kein Widerwort.

»Willst du dich nicht hinlegen?« fragte sie ihren Mann.

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Kannst du denn schlafen?«

»Nein.«

»Na eben.« Er stand auf, holte aus der Nachttischschublade Pfeife und Tabak. Dann begann er, den Pfeifenkopf zu stopfen. Er rauchte im Schlafzimmer. Seit Jahren hatte Horace so etwas nicht mehr getan. Das machte er nur, wenn er sehr nervös war.

Auf und ab schritt Horace Hiller. Dabei paffte er graue Wolken der niedrigen Decke entgegen. Seine Frau blickte ihn schweigend an. Sie wußte genau, daß sich Horace Gedanken um die gemeinsame Tochter machte, auch wenn er sich noch starrköpfig gab. Irgendwann würde bei ihm ein Damm brechen, dann würde er sich auflehnen gegen den Terror der Blutsauger.

Die Zeit verging. Es wurde still. Nicht einmal das Ticken einer Uhr war zu vernehmen. Hinter dem Haus raschelten die Blätter eines Lindenbaums. Der Nachtwind hatte sie bewegt.

Das Ehepaar Hiller hing seinen Gedanken nach. Alma wurde schließlich so müde, daß sie im Sitzen einschlief. Das Kinn sank ihr auf die Brust. Horace legte seine Frau auf das Bett. »Schlaf du ruhig«, sagte er leise, »du hast es verdient.«

Er selbst wollte wach bleiben, er hätte in dieser Nacht sowieso keine Ruhe mehr gefunden.

Plötzlich hörte er das Kratzen.

Hillers Kopf flog herum. Seine Blicke saugten sich an der Fensterscheibe fest.

Er sah die Hand!

Fast hätte er aufgeschrien, so sehr erschreckte ihn der Anblick. Doch er fing sich schnell.

Die Hand gehörte einer Frau. Jetzt tauchte auch ein Gesicht auf, ein schönes Gesicht, ebenmäßig und glatt. Rote Haare waren zu Locken gedreht.

Hillers Herz pochte schneller. Er kannte das Wesen, das draußen in seinem Garten lauerte.

Es war Elena, der Vampir!

Wollte sie ihn jetzt zur Ader lassen? Unwillkürlich tastete Hiller seinen Hals ab. Die Kehle war plötzlich rauh und trocken. Elena krümmte den Zeigefinger und winkte Hiller heran.

Er wollte erst nicht, doch er näherte sich dem Fenster, gegen seinen Willen.

Nur die Scheibe trennte die beiden Gesichter. Der Wirt sah, daß Elena den Mund verzog und zwei spitze Vampirzähne präsentierte.

Hiller wollte um Hilfe schreien, doch seine Kehle war wie zugeschnürt.

Die Untote bewegte den Mund.

Öffnen! las Hiller von ihren Lippen ab.

Sollte er dieses Wesen freiwillig in den Raum lassen? Sie würde über ihn herfallen und ihm das Blut aussaugen.

Hiller las weitere Worte von den Lippen ab. Er war erstaunt. Die Untote wollte mit ihm reden, ihn nicht töten.

Der Wirt riskierte es. Er drehte am Hebel und ruckte das klemmende Fenster spaltbreit auf. Jetzt konnten sie sprechen.

»Laß mich ins Zimmer!« flüsterte Elena. Sie trat ein paar Schritte zurück, weil der Knoblauchgeruch zu intensiv wurde.

»Was willst du?«

»Sprechen, und zwar mit dir.«

»Aber meine Frau…«

»Schläft sie nicht?«

»Schon…«

»Nimm die Knoblauchzehen weg, und dann laß mich eintreten. Und entferne auch das Kreuz von der Wand. Es bereitet mir körperliche Schmerzen.«

»Nein«, erwiderte Hiller. »Bleib weg von mir.«

»Du bist dumm, Wirt. Sehr dumm. Bis jetzt haben wir dich verschont, doch solltest du Ärger machen, holen wir dich und deine Frau. Ich habe dir wirklich einen guten Vorschlag zu unterbreiten. Du wirst zufrieden sein. Glaub mir.«

Die Drohung der Wiedergängerin hatte bei Horace Hiller gefruchtet. »Gut«, sagte er, »komm.«

»Erst den Knoblauch und das Kreuz weg!« zischte Elena. Sie hatte sich geduckt und die Hände vor das Gesicht gepreßt. Horace Hiller tat, was die Untote verlangte. Er schaffte alles aus dem Zimmer und bewegte sich dabei auf Zehenspitzen, um seine Frau nicht zu wecken.

Dann war der Weg für Elena frei. Geschickt schwang sich die Blutsaugerin über die Fensterbank, sprang lautlos zu Boden und blieb mit gefletschten Zähnen stehen.

Jetzt bekam es der Wirt doch mit der Angst zu tun.

Elena merkte wohl, was mit ihm los war.

»Und nun zu uns beiden, Partner«, flüsterte Elena gefährlich leise…

***

Suko und ich schleppten das Bett aus dem Zimmer des Chinesen in meinen Raum.

»So, da können Sie sich hinlegen«, sagte ich zu Paul Maurer.

Der junge Mann, der soviel Schreckliches durchgemacht hatte, bedankte sich. »Wie kann ich das wiedergutmachen, was Sie für mich getan haben?«

Ich winkte ab. »Das ist selbstverständlich.«

Paul Maurer setzte sich hin und verschränkte die Arme unter dem Kopf. Er konnte noch nicht einschlafen und begann von seiner Heimat, Deutschland zu sprechen.

Ich ließ ihn reden, so dachte er wenigstens nicht mehr an die vergangenen Ereignisse.

»Geboren bin ich im Ruhrgebiet«, erzählte Paul Maurer, »und mit zehn Jahren nach Köln gekommen.« Er berichtete von seinem Studentenleben und von seinen Hobbys.

Nach zehn Minuten fielen ihm die Augen zu.

»Und was fangen wir mit der angebrochenen Nacht an?« erkundigte sich Suko.

»Wir schlafen ebenfalls.«

»Auf dem Boden?«

»Warum nicht.«

Suko grinste. »Dann ziehe ich einen Stuhl vor.« Er sprach nicht mehr weiter, setzte sich hin, legte die Beine auf den Tisch und war sofort eingeschlafen.

Diese Nerven hätte ich auch gern gehabt.

Ich hockte mich ebenfalls auf einen Stuhl. Bei mir dauerte es allerdings länger, bis mich Morpheus, der Gott des Schlafes, in seine Arme nahm.

Niemand von uns hörte wenig später die Schritte, die sich unserer Zimmertür näherten.

Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf…

***

Das Weihwasserbecken hatte Horace Hiller nicht entfernt. Er ging zurück bis an die rechte Betthälfte. Im Notfall konnte er so besser an das kleine Tongefäß gelangen und das geweihte Wasser der Untoten ins Gesicht schleudern.

Elena hob die Hand. »Du brauchst vor mir keine Angst zu haben, Horace Hiller. Ich tue dir nichts.«

Hiller wartete ab. Er war noch immer mißtrauisch. Gut, daß seine Frau von all dem nichts mitkriegte. Sie schlief den Schlaf der Gerechten.

»Nachdem die Fronten also klar sind«, sagte Elena, »können wir ja

zur Sache kommen.«

»Bitte.«

»Ich brauche deine Hilfe, Horace Hiller.«

Der Wirt glaubte, sich verhört zu haben. Sprachlos starrte er die Blutsaugerin an. Er konnte nicht fassen, was sie ihm hier sagte. Das war unmöglich. Der Vampir nahm die Hilfe eines Menschen in Anspruch? So etwas hatte es noch nie gegeben.

»Willst du mich auf den Arm nehmen?« fragte Horace Hiller heiser.

»Nein. Ich benötige wirklich deine Hilfe. Und die der anderen Menschen in Bullstone.«

Hiller räusperte sich. Seine Angst schwand langsam. Und er stellte fest, daß seine Position gar nicht mal so schlecht war. »Okay«, sagte er, »dann mal heraus mit der Sprache.«

»Ich will diesen blonden Mann und dessen Begleiter haben. Außerdem das Pärchen.«

»Sie schlafen im Anbau. Du brauchst nur hinzugehen und sie zu beißen. Dann hast du sie.«

»Das ist das große Problem«, erwiderte Elena. »Sinclair hat Bella getötet, eine meiner Schwestern. Er weiß, wie man so etwas macht. Er ist ein Profi, das zeigt sich schon daran, daß er eine Waffe besitzt, die mit geweihten Silberkugeln geladen ist. Und dieser Chinese hat eine Druckluftpistole. Sie verschießt höllisch spitze Eichenbolzen. Auch nicht gerade angenehm für uns.«

»Und vor den beiden habt ihr Angst«, stellte der Wirt fest.

»Nun, das nicht gerade, aber sie stören uns«, gab die Blutsaugerin zu.

Die beiden ungleichen Geschöpfe fixierten sich. Horace Hiller roch den Fäulnis- und Modergeruch, der von Elena ausging. Er dachte daran, was diese Blutsauger ihnen schon alles angetan hatten, wie sehr sie das Dorf terrorisierten, und sein Entschluß stand fest.

»Ich werde dir nicht helfen«, sagte er.

»Dein letztes Wort, Horace Hiller?«

»Ja.«

»Dann muß ich dich dazu zwingen!«

Hiller zuckte zusammen. Seine rechte Hand näherte sich dem kleinen Tongefäß mit Weihwasser. Er machte sich jetzt schwere Vorwürfe, daß er auf den Vorschlag der Untoten eingegangen war. Er hatte geglaubt, Elena überlisten zu können. Doch sie hatte den Spieß umgedreht.

»Laß die Finger von dem Wasser!« zischte die Vampirin. »Und hör mir genau zu.«

Hiller ließ die Hand wieder sinken.

»Ich habe dir erzählt, daß Bella Stanford getötet worden ist. Sie war nicht die einzige, die mir zur Seite gestanden hat. Noch lebt eine meiner Schwestern. Willst du den Namen wissen?«

Elena sah Hiller lauernd an. Dem großen knochigen Mann standen die Schweißperlen auf der Stirn. Er konnte sich denken, was folgen würde.

Und er hatte sich nicht getäuscht.

»Meine zweite Schwester heißt Marion. Marion Hiller. Sie fühlt sich sehr wohl bei mir in der Mühle. Nachts, wenn der Vollmond scheint, geht sie auf Beutezug. Wir sagen dazu Blutpatrouille. Was glaubst du, wie viele Einwohner aus eurem Dorf sie schon besucht hat? Junge Männer sind ihr am liebsten. Noch hat sie euch, ihre leiblichen Eltern, verschont. Wir haben sogar Rücksicht auf euer Dorf genommen. Wenn es nach mir gegangen wäre, gäbe es keinen normalen Menschen mehr hier. Aber das kann sich leicht ändern, Horace Hiller. Solltest du auf mein Angebot nicht eingehen, fallen wir über euch her. Irgendwann. Morgen oder übermorgen oder in drei Monaten. Ihr habt keine Chance. Da nutzt auch kein Knoblauch oder ein geweihtes Kreuz. Wir kriegen euch doch, denn wir haben Zeit, im Gegensatz zu euch. Das alles würde natürlich nicht passieren, wenn du uns die beiden aus London in die Hände spielst. Und auch dieses junge Pärchen, dem die Flucht gelungen ist. Überleg es dir. Spielst du mit – oder…?«

Die nächsten Worte ließ Elena unausgesprochen, doch Hiller wußte auch so, was gemeint war. Diese Untote hatte tatsächlich die besseren Karten in der Hand.

Er mußte sich beugen, wollte er seine Freunde retten. Und was gingen ihn schließlich die Fremden an? Sie hätten ja gar nicht herzukommen brauchen.

»Überlege nicht zu lange«, unterbrach Elenas Stimme seine Gedanken.

»Gut«, erwiderte Horace Hiller. »Ich tue es. Ich gehe auf deine Bedingungen ein.«

»Wußte doch, daß du vernünftig bist.«

»Aber allein habe ich keine Chance gegen die Männer. Sie können sich ihrer Haut wehren, das habe ich gesehen.«

»Weiß ich alles, Horace Hiller. Sie allein zu überwältigen, würde ich nicht einmal von mir verlangen. Nein, es gibt genügend Menschen hier im Dorf mit dem gleichen Problem. Sie sollen dir helfen, die anderen zu überwältigen. Wenn du ihnen die Lage begreiflich machst, werden sie sicherlich keinen Augenblick zögern. Fesselt sie, und bringt sie mir zur Mühle. Ich erwarte euch dort kurz vor Sonnenaufgang. Ihr habt Zeit genug. Und jetzt geh und trommle die anderen zusammen.«

Sie selbst drehte sich um und schritt zum Fenster.

Dort blieb sie noch einmal stehen, wandte den Kopf und zeigte ihre Zähne.

»Solltest du aber versuchen, mich hereinzulegen, wird es schlimm für euch alle. Denn auch euer Blut ist beileibe nicht zu verachten. Denk

immer daran, Horace Hiller!«

Nach diesen Worten schwang sich Elena auf die Fensterbank und war Sekunden später in der Dunkelheit des Gartens verschwunden.

Horace Hiller senkte den Kopf. Als er auf seine Hände sah, bemerkte er, daß sie zitterten.

***

Nach außen hin wirkte der Ort still und verschlafen. Wie tausend andere Dörfer auch um diese Zeit.

Doch der äußere Eindruck täuschte. Tatsächlich brodelte es unter der Oberfläche. Die Menschen hatten beobachtet, was sich auf der Straße abspielte, hatten dem Kampf des blonden Fremden gegen die Riesenfledermaus zugesehen und aufgeatmet, als das Tier getötet worden war. Doch ins Bett ging niemand. Zu aufgeputscht waren die Nerven der Dorfbewohner. Die Nacht war noch lang, und passieren konnte viel.

Horace Hiller spürte sofort, daß es eine trügerische Ruhe war, die ihn umgab, als er sein Haus verließ. Er wußte, daß seine Mitbewohner hinter den Fenstern lauerten und nach draußen starrten.

Langsam ging der Wirt die Straße entlang. Der Mond stand immer noch voll und klar am samtblauen Nachthimmel, umrahmt von einem funkelnden Sternenmeer. Deutlich stach die Spitze des Kirchturms in den Himmel. Wie zum Hohn hockte eine riesige Fledermaus auf dem Turm.

»Verdammtes Biest«, flüsterte der Wirt. »Irgendwann kriegen wir dich doch.«

Er ging weiter. Überquerte die Fahrbahn und stand vor dem Haus seines Schwagers.

Simon Patrick war Bürgermeister in Bullstone. Er hatte hinter dem Fenster gestanden und die Ankunft seines Verwandten beobachtet. Rasch öffnete er die Tür.

»Komm rein, Horace.«

Hiller schlüpfte ins Haus.

Patrick war nicht allein. Mehrere Männer hatten sich in der großen Wohnstube versammelt. Der Tabaksqualm hing wie eine Nebelwand im Zimmer.

Horace kannte sie alle.

Die Männer gehörten zum Gemeinderat. Sie hatten über das Wohl des Dorfes zu entscheiden. Es waren einfache Bauern, die mit Egge und Pflug besser umgehen konnten als mit Paragraphen und Verordnungen.

Horace begrüßte die fünf Leute per Handschlag. Eine Frau war nicht dabei. Was es zu besprechen galt, war Männersache. Mit Horace Hiller und seinem Schwager waren insgesamt sieben Männer versammelt.

Die müßten reichen, dachte der Wirt. »Wir haben uns schon gedacht, daß du kommst«, sagte Simon Patrick.

»Wieso?«

»Nun, die Leute aus London übernachten bei dir. Und jeder von uns hat gesehen, wie dieser Mann die Riesenfledermaus gekillt hat. Wir hoffen alle auf Rettung.«

Der Wirt lachte innerlich bitter auf. Rettung ja, darauf hatte er auch gehofft. Doch die Untote hatte den Spieß umgedreht. Und jetzt saß Hiller in der Zwickmühle.

Patrick reichte ihm ein Glas Whisky. »Hier, trink, Horace«, sagte er. »Ich sehe, du hast Sorgen und kannst einen Schluck vertragen.«

»Ja. Danke.« Hiller trank ex. Er stellte das Glas weg, wischte sich über den Mund und sagte: »Es sieht böse für uns aus, meine Freunde.«

»Wieso?« fragte Patrick.

»Laß es mich erklären.« Schwer setzte sich Hiller auf einen Stuhl. Er senkte den Kopf und berichtete mit leiser, nahezu tonloser Stimme. Jeder lauschte seinen Worten. Deutlich waren auf den Gesichtern der Männer das Entsetzen und der Unglaube abzulesen, die die Worte des Wirts hervorriefen.

»Aber das ist ja grauenhaft«, flüsterte Simon Patrick, als Hiller seinen Bericht beendet hatte.

»Du sagst es, Simon.«

Auch die anderen Männer redeten wild durcheinander, bis Patrick mit lauter Stimme nach Ruhe verlangte.

Der große, dunkelhaarige Bürgermeister war blaß geworden. Er war ein Kerl wie ein Kleiderschrank, den nichts erschüttern konnte. Doch nun fehlten ihm einfach die Worte.

Ein paarmal atmete er tief durch, bevor er überhaupt sprechen konnte. »Männer«, sagte er, »ihr habt gehört, was uns Horace gesagt hat und was ihm widerfahren ist. Wir müssen uns entscheiden. Und zwar schnell. Wir alle haben erlebt, was dieser Sinclair für ein Mann ist, was er leistet. Meiner Meinung nach würde er es mit seinem Freund zusammen schaffen, mit der verdammten Vampirbrut aufzuräumen. Aber das wissen die Blutsauger auch. Sie würden sich zurückziehen, warten, bis die Männer aus London verschwunden sind. Dann würden sie über unser Dorf mit aller Grausamkeit herfallen. Können wir das riskieren, meine Freunde?«

»Nein!« lautete die einstimmige Antwort.

»Dann würdet ihr also mithelfen, diesen Sinclair zu überwältigen? Natürlich auch seine Freunde.«

Betretenes Schweigen.

»Ihr wißt«, fuhr Patrick fort, »daß ihr euch mit dieser Aktion mitschuldig macht. Euch gewissermaßen gegen das Gesetz stellt und vier Menschen den verdammten Blutsaugern ausliefert.« Wieder

erhielt der Bürgermeister keine Antwort.
»Oh, verdammt«, fluchte er und schlug die rechte Faust in die linke offene Handfläche. »Ich habe mich noch nie in meinem ganzen Leben so mies gefühlt. Was machen wir nur?«
Keiner wußte Rat.
Schließlich sagte Horace Hiller: »Wir können ja abstimmen, und zwar geheim.«
Der Bürgermeister hob den Blick, schaute seinen Schwager an. »Ja, Horace, die Idee ist gut. Wie auch jeder abstimmt, er muß es mit seinem Gewissen vereinbaren. Hat einer einen anderen Vorschlag?«
Kopfschütteln.
»Gut«, sagte Simon Patrick. »Ich hole dann Papier und Bleistift. Der Herr möge uns beistehen«, flüsterte er.
Simon Patrick ging hinaus. Er ließ seine schweigenden Mitbewohner zurück.
Am unwohlsten fühlte sich Horace Hiller. »Was hättet denn ihr an meiner Stelle getan?« fragte er krächzend. »Wie hättet ihr gehandelt? Los, sagt es mir. Ich will es wissen!«
Morton Grove antwortete für alle. »Wir hätten ebenso gehandelt, Horace. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«
»Danke.«
Simon Patrick kehrte zurück. Er gab jedem einen Bleistift und ein Stück Papier. »Noch ist es Zeit, Leute«, sagte der Bürgermeister. »Wer nicht abstimmen will, kann den Raum jetzt verlassen. Ich würde ihn nicht als Feigling ansehen.«
Keiner ging hinaus.
»Ich danke euch, Freunde.«
Jeder hatte seinen Zettel erhalten. Die Männer stellten sich so auf, daß keiner dem anderen auf das Papier sehen konnte. Horace Hiller ging zum Fenster. Er legte den Zettel auf die schmale Fensterbank, atmete tief durch und schrieb sein Ja auf das Papier.
Dann faltete er den Zettel zusammen.
Auch die anderen hatten inzwischen ihre Stimme abgegeben. Simon Patrick ging mit einem Hut herum und sammelte die Zettel ein. Als er seinen Schwager erreichte, schaute er Hiller fest in die Augen.
»Und du hast es dir genau überlegt, Horace?«
»Ja.«
»Gut.«
Horace Hiller warf seine Stimme in den Hut. Der Bürgermeister schlug seinem Schwager auf die Schulter und ging dann zum Tisch.
Die Zettel flatterten aus dem Hut auf die Tischplatte.
Die Männer traten näher. Fast körperlich war die Spannung zu spüren, die über dem Raum lag.
»All right«, sagte Simon Patrick mit schwerer Stimme. »Fangen wir

mit der Auszählung an.«

Die Männer beobachteten jede seiner Bewegungen.

Der Bürgermeister griff nach dem ersten Zettel, faltete ihn auseinander.

»Nein.«

Der zweite Zettel.

»Ja.«

Aufstöhnen. Einer strich sich ununterbrochen über sein Kinn. Die Bartstoppeln gaben ein schabendes Geräusch ab.

Sieben Stimmen standen zur Verfügung. Und sieben Zettel lagen nach einer Minute ausgebreitet auf dem Tisch.

Jeder konnte das Ergebnis mit eigenen Augen sehen. Und doch gab der Bürgermeister es offiziell bekannt.

»Sieben Wähler anwesend. Sieben Stimmen abgegeben. Ungültig – keine. Mit Nein stimmten zwei Wähler. Mit Ja stimmten fünf Wähler. Die Wahl ist angenommen.«

»Ich habe damit gerechnet«, sagte Horace Hiller.

»Und wie stellen wir es an?« fragte der Bürgermeister.

»Jeder von uns hat doch ein Gewehr.« Die Antwort gab Morton Grove.

Erschrocken blickten die Männer ihn an.

»Aber wir können nicht auf einen Polizisten schießen«, gab ein noch jüngerer Mitbürger zu verstehen.

»Sie werden sich bestimmt nicht wehren«, erwiderte Grove.

»Nicht bei der Übermacht«, schlug auch Simon Patrick in die Kerbe. Damit waren die Weichen gestellt. Hatte die Antwort des Bürgermeisters doch bewiesen, daß er auf den Vorschlag positiv reagierte.

»Vielleicht gelingt es uns, sie doch noch zu befreien«, meinte Horace Hiller. »Ich meine, hinterher. Wäre doch nicht schlecht, den Vampiren ein Schnippchen zu schlagen.«

»Unter Umständen ja«, meinte Patrick.

Dann wurde ein Plan ausgeklügelt. Alle verschwanden, gingen in ihre Häuser, um die Waffen zu holen. Fast jeder hatte hier ein Gewehr. Einige besaßen noch aus dem letzten Krieg Sturmgewehre, Beutewaffen von den Deutschen.

Eine Viertelstunde später trafen sich die sieben Männer wieder im Haus des Bürgermeisters.

Simon Patrick mahnte sie noch einmal. »Auf keinen Fall schießen«, sagte er. »Wir müssen es auch anders schaffen.« Jeder versprach es dem Bürgermeister in die Hand. Dann verließen die Männer das Haus. Wie Diebe in der Nacht schlichen sie auf das Gasthaus zu.

Auf dem Kirchturm hockte noch immer die riesige Fledermaus. Sie hatte das Maul aufgerissen und zeigte die Zähne. Ein siegessicheres,

höhnisches Kichern drang aus ihrem Rachen. Sinclair und seine Freunde würden sich wundern…

***

Normalerweise schlafe ich tief und fest, Meistens auch traumlos. Aber dann liege ich in einem Bett und hocke nicht auf einem unbequemen Stuhl, auf dessen Sitzfläche man sich Blasen am Hintern holen kann. Folglich war es mit meinem Schlaf nicht weit her. Er glich mehr einem leichten Dahinduseln. Hin und wieder schreckte ich hoch. Die anderen ratzten, wie man so schön sagt.

Suko war außer Konkurrenz. Er gehörte zu den Typen, die sogar auf einem fliegenden Düsenjäger schlafen könnten.

Paul Maurer und Kitty gönnte ich die Ruhe. Schließlich hatten sie einiges hinter sich.

Ich freute mich auf die Stunde, in der wir das miese Nest hier wieder verlassen konnten. In diesem Dorf fühlte ich mich wirklich mehr als unwohl.

Der Schlaf übermannte mich mal wieder. Ich vergrub den Kopf in beide Hände und stützte die Ellbogen auf die Tischplatte. Wieder plagten mich Träume. Fetzen vergangener Abenteuer schossen mir durch den Kopf. Ich sah mich wieder unter Wasser gegen die Seeschlange kämpfen, dann in eine andere Welt verschwinden und vor dem Dämonenauge stehen.

Myxin tauchte wieder auf. Grinsend und triumphierend. Und hinter ihm stand drohend der Schwarze Tod.

Er hob seine Skeletthand, krümmte die Finger und schlug damit nach meinem Kopf.

Etwas polterte.

Ich erwachte.

Das Poltern hatte ich nicht in meinem Traum gehört. Die Tür war hart aufgerissen worden und mit der Klinke gegen die Wand geprallt.

Für Bruchteile von Sekunden war ich nicht ganz da. Und diese Zeit reichte den Männern.

Wie Ameisen quollen sie ins Zimmer. Ehe ich mich versah, spürte ich eine kalte Gewehrmündung im Nacken.

Ich zuckte unter der Berührung zusammen. Der Mann, der mich bedrohte, war Horace Hiller, unser Wirt.

Flach legte ich die Hände auf den Tisch und rührte mich nicht. Ich beobachtete nur.

Suko war ebenfalls aus dem Schlaf hochgefahren. Und er reagierte schneller, zog blitzschnell seine rechte Faust hoch und schlug sie einem Mann ins Gesicht.

Der Kerl flog zu Boden, doch ein anderer drosch Suko den Gewehrlauf in den Nacken.

Mein Freund stöhnte auf, seine Augen wurden glasig, und er fiel bewußtlos zu Boden. Der Schlag hätte auch einen Ochsen gefällt.

Paul Maurer und Kitty Lavall zu überwältigen war keine große Kunst. Sie wurden erst richtig wach, als bereits Fesseln ihre Hand- und Fußgelenke verschnürten.

Vor dem Tisch standen zwei weitere Männer und richteten die Mündungen ihrer Gewehre auf mich. Der Mann, den Suko niedergeschlagen hatte, erhob sich. Er blutete aus der Nase. »Es tut mir leid«, hörte ich Hillers Stimme dicht neben meinem rechten Ohr. »Aber wir können nicht anders handeln.«

»Darf ich denn wenigstens um eine Erklärung bitten?« fragte ich.

Ein schwarzhaariger, breitschultriger Mann drängte sich in den Vordergrund.

»Mein Name ist Simon Patrick«, sagte er, »ich bin hier der Bürgermeister.«

»Wie schön für Sie«, erwiderte ich sarkastisch. Ich war sauer, verflucht sauer sogar.

»Was wir hier tun mußten, paßt uns selbst nicht«, fuhr er fort, »man hat uns dazu gezwungen.«

»Wer? Die Blutsauger?«

Patrick nickte.

Ich lächelte schmal. »Ich habe schon zahlreiche Fälle in meiner langjährigen Praxis gelöst«, erklärte ich. »Und immer wieder stellten sich Menschen auf die Seite der Dämonen, paktierten mit den Mächten der Finsternis. Jedesmal haben sie den kürzeren gezogen. Die anderen benutzten sie als Werkzeug und warfen sie dann weg wie ein altes, schmutziges Kleidungsstück.«

»Bei uns wird es nicht für immer sein«, erhielt ich zur Antwort. »Glauben Sie, daß die Mächte der Finsternis anders reagieren?« Keine Antwort.

Ich versuchte es anders. »Wissen Sie eigentlich, daß ich von Scotland Yard bin?«

»Ja.«

»Dann ist Ihnen doch auch klar, daß Sie sich eines schweren Verbrechens zusätzlich schuldig machen. Sie behindern einen Polizeibeamten im Dienst.«

»Es ist uns bekannt, Mr. Sinclair. Und seien Sie versichert, wir tun es nicht gern.«

»Davon haben meine Freunde und ich nichts. Sagen Sie, was wollen Sie eigentlich?«

»Wir schaffen Sie zur Mühle.«

Ein heißer Schreck durchfuhr mich. »Zu den Vampiren?«

»Ja.«

Verdammt, jetzt wurde es gefährlich.

Wenn Suko und ich uns einmal in den Klauen der Blutsaugerinnen befanden, dann sah es mies aus. Suko hatte keine Chance mehr, aber ich, ich war noch nicht gefesselt und mußte es einfach versuchen.

Die Männer vor mir waren keine Profis. Sie hatten ja mehr Angst als ich. Das war ihnen deutlich anzumerken. Und die Waffe, die Hiller hielt, zitterte in seinen Händen. Ich konnte es deutlich spüren.

»Nimm ihm seine Pistole ab, Horace!« befahl der Bürgermeister. »Wir wollen kein Risiko eingehen.«

Die Mündung verschwand von meinem Hals. Dafür spürte ich Hillers Hand über meine Schulter gleiten und sich dem Holster nähern. Er beugte sich vor, um an die Beretta zu gelangen, geriet dabei in die Schußlinie der zwei Gewehre.

Ich ließ mich etwas zusammensinken, spannte aber gleichzeitig unter dem Tisch die Beinmuskeln an.

Hillers Finger faßten nach dem Griff der Pistole. Wenn ich noch eine Chance hatte, dann jetzt.

Ich wagte es, wurde von einer Sekunde zur anderen zu einem explosiven Geschoß…

***

Blitzschnell riß ich den Tisch hoch. Er kippte um und knallte dem Gewehrträger gegen den Bauch. Ich hatte viel Wucht hinter diesen Angriff gelegt. Die Tischkante traf den Mann in den Magen, und er ging röchelnd zu Boden.

Mit dem angewinkelten Arm hämmerte ich nach rechts. Ich traf Horace Hiller und hatte erst einmal Ruhe vor ihm.

Das alles hatte nicht mehr als ein, zwei Sekunden gedauert. Eine Zeitspanne, die für mich günstig, für meine Gegner jedoch überraschend kurz war.

Die Leute mußten sich erst formieren.

Ich war wie ein Torpedo bei ihnen. Den Weg zur Tür mußte ich mir freikämpfen, und das tat ich im wahrsten Sinne des Wortes. Meine Waffe wollte ich nicht ziehen. Der erste Schuß hätte ein Blutbad auslösen können. Außerdem hatte ich richtig kalkuliert. Auch die Männer aus dem Dorf trauten sich nicht zu schießen. Es waren schließlich keine Verbrecher, sondern normale Bauern und Handwerker.

Mein alter Trainer hätte seine Freude an mir gehabt, hätte er mich jetzt in Aktion gesehen. Auf der Matte und im Ring war ich ihm nie wild genug, was er mir allerdings in diesem Kampf gegen die Übermacht nicht hätte vorwerfen können.

Den ersten, den ich erwischen konnte, packte ich an den Hüften, hob ihn hoch und schleuderte ihn nach links zur Seite. Daß er dabei zwei seiner Freunde mit umriß, war von mir beabsichtigt.

Eine Faust raste auf mich zu. Riesengroß erschien sie mir. Ich zog den Kopf ein und spürte noch den Luftzug, als die Hand über meinen Schädel hinwegfegte.

Ich konterte. Dem Schläger ging die Luft aus. Er wurde grün im Gesicht und taumelte.

Meine Arme wirbelten wie Dreschflegel. Ich mußte selbst Schläge, Pfiffe und Tritte einstecken. In dem kleinen Raum war der Teufel los. Suko war noch immer bewußtlos. Er lag unter einem Körper begraben.

Ich näherte mich der Tür. Aber immer noch waren es verflucht viele Gegner, die sich mir in den Weg stellten. Und jetzt griffen sie auch zu den Gewehren. Sie schossen nicht, nein, sie benutzten die Dinger als Knüppel.

Quer wollte mir jemand einen Gewehrlauf durchs Gesicht ziehen. Ich blockte mit der Handkante ab.

Der Kerl schrie auf, ließ das Gewehr fallen, schlenkerte seinen Arm und brüllte. Mit einem Rundschlag räumte ich den nächsten Gegner zur Seite.

Dann stand plötzlich ein Hüne vor mir. Später erfuhr ich, daß der Mann Morton Grove hieß.

Seine Linke traf mich voll. Meine Zähne klackerten aufeinander, mir wurde es für einen Moment schwarz vor Augen. Ich wurde zurückgetrieben, von harten Fäusten wieder vorgestoßen und sah schräg von der Seite her den Gewehrkolben auf mich zurasen.

Meine Reflexe waren nicht mehr die besten. Ich versuchte noch auszuweichen.

Ohne Erfolg.

Etwas traf mich ungeheuer hart an der rechten Schläfe, und dann gingen für mich sämtliche Lichter aus. Die Männer verschwammen vor meinen Augen, wurden zu Gummipuppen. Ich merkte nicht mehr, wie ich zu Boden fiel. Die Übermacht hatte mich geschafft.

***

Nachdem ich erst einmal abgetreten war, erfüllte minutenlang Stöhnen und Keuchen das Zimmer. Die Männer schnappten nach Luft. Jeder hatte etwas abgekriegt. Ich hatte mich ganz schön gewehrt.

Hiller hielt sich seinen Kopf, während Simon Patrick Probleme mit dem Magen hatte. Er würgte und war noch immer grün im Gesicht. Nur Morton Grove hatte kaum Blessuren. Wie ein Feldherr stand er über mir und hielt mit beiden Händen das Gewehr umklammert, bereit, bei jeder Bewegung sofort zuzuschlagen.

»Fesselt ihn!« rasselte er.

Zwei Männer legten mir die Stricke an. Morton Grove prüfte nach, ob die Fesseln auch saßen. Er nickte zufrieden und kommentierte grinsend: »Die würde nicht einmal ein Ochse lösen können.

Geschweige denn dieser Städter.«

»Der aber besser kämpfen konnte als ein Ochse«, gab Simon Patrick zu verstehen.

Und Horace Hiller nickte. »Ja, das kann ich nachfühlen.«

Ein anderer hielt sich sein Taschentuch vor die blutende Nase. Er fragte: »Wann schaffen wir sie zur Mühle?«

»Sofort«, erwiderte Patrick.

»Sollen wir sie tragen?«

»Unsinn, wir nehmen einen Wagen.« Patrick wandte sich an Hiller. »Du hast doch einen Wagen, soviel ich weiß.«

Der Wirt nickte. »Steht auf dem Hof.«

»Okay. Die Gäule besorgt Cal.«

»Ein Pferd reicht«, meinte der Angesprochene.

Die beiden Männer verschwanden. Hiller, um den Wagen zu besorgen, und Cal, um sein Pferd zu holen.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen. »Was ist denn hier los?« fragte eine weibliche Stimme.

Rasch trat Simon Patrick vor. »Bitte geh, Alma«, sagte er. »Das hier ist Männersache.«

Alma Hiller ließ sich nicht beirren. Sie war von dem Krach wach geworden. Energisch drückte sie Patrick zur Seite, der nur einen hilflosen Blick in Richtung seiner Freunde werfen konnte. »Ihr seid verrückt!« flüsterte Alma und preßte beide Hände gegen ihre Wangen. »Was habt ihr da nur angestellt?«

»Alma, so laß dir doch erklären…«

»Nein, zum Henker.« Die Frau wirbelte zu Simon Patrick herum. »Wißt ihr eigentlich, wer diese Männer dort sind? Ich meine, die beiden Bewußtlosen.«

»Ja.«

»Anscheinend nicht. Denn normale Menschen schlagen Polizisten nicht zusammen. Und gefesselt habt ihr sie auch. Wozu?«

Simon Patrick schwieg. Und auch die anderen sagten kein Wort.

Alma Hillers Zeigefinger stach vor. »Und du, Morton, du hast doch sonst immer die große Klappe. Was hast du hier zu sagen? Raus mit der Sprache.«

Morton Grove schwieg.

»Feiglinge seid ihr!« zischte die Frau. »Elende Feiglinge. Eure Gegner im Schlaf überraschen, das könnt ihr. Mein Gott, und ich habe euch immer für Kerle gehalten.« Sie stemmte beide Fäuste in die Hüften. Dann zeigte sie mit dem Kopf auf Kitty und Paul. »Haben die beiden jungen Leute nicht genug durchgemacht? Nehmt ihnen sofort die Fesseln ab!«

»Nein!« erwiderte Simon Patrick.

Alma holte tief Luft. »Was sagst du?«

»Nein!«

Der Schlag kam unerwartet. Almas flache Hand klatschte gegen die rechte Wange des Bürgermeisters. »So«, sagte die Frau. »Ich glaube, das hast du verdient.«

Simon Patrick lief nicht nur wegen der getroffenen Wange rot an. Noch nie hatte ihn eine Frau geschlagen. Und das noch vor Zeugen. »Sei froh, daß du nicht mein Weib bist«, preßte er hervor. »Ich hätte…«

»Ja, ich weiß, was Feiglinge tun«, erwiderte Alma hart. »Du hättest zurückgeschlagen.«

»Alma, verlasse das Zimmer«, forderte Morton Grove.

Mrs. Hiller holte tief Luft. »Was sagst du da? Ich soll aus meiner eigenen Wohnung verschwinden? Und du willst mich rauswerfen, du Mistkerl? Ich höre wohl nicht recht. Ihr macht, daß ihr hier wegkommt. Raus mit euch!«

»Nein, wir bleiben.«

»Muß ich euch erst zwingen?« fragte Mrs. Hiller leise. »Hier braucht niemand gezwungen zu werden.«

Der Mann, der das Zimmer betrat, war Horace Hiller. »Alma, verschwinde«, sagte er.

»Du hängst natürlich auch mit drin!« zischte die Frau. »Ich hätte es mir denken können.«

»Mach jetzt keinen Ärger, Alma.«

»Den hast du schon gemacht. Ihr habt Polizisten niedergeschlagen. Ihr seid Verbrecher, Horace.«

Hiller war es leid. Hart faßte er seine Frau am Arm und zog sie aus dem Raum. Als er zurückkehrte, zeichnete ein zufriedenes Lächeln sein Gesicht. »Die wären wir los«, sagte er.

»Wo ist sie?« fragte Patrick.

»Ich habe sie eingeschlossen.«

»Deine Alte hat vielleicht einen Schlag.«

»Wieso?«

Simon Patrick berichtete, wie Alma die Hand ausgerutscht war. »Da siehst du, was ich zu leiden habe«, meinte Horace Hiller grinsend. Dann wurde er wieder ernst. »Der Wagen steht bereit. Jetzt brauchen wir nur noch auf Cal und seinen Gaul zu warten.«

»Bin schon da«, meldete sich der Mann.

»Okay.« Hiller und die anderen waren zufrieden. »Schaffen wir zuerst das Pärchen auf den Karren.«

»Gut.« Morton Grove und Cal setzten sich in Bewegung.

Kitty und Paul blickten den Männern ängstlich entgegen. Nicht erst seit dieser Minute wußten sie, daß sie vom Regen in die Traufe geraten waren.

»Was haben Sie mit uns vor?« flüsterte Kitty ängstlich.

»Sorry, Miß«, sagte Morton Grove. »Aber es geht nicht anders. Sie hätten sich einen anderen Ort aussuchen sollen. Uns macht es auch keinen Spaß, glauben Sie mir.«

»Dann lassen Sie es doch sein«, forderte Paul Maurer. Darauf gaben sie ihm keine Antwort.

Die gefesselte Kitty wurde aus dem Zimmer getragen. Mit Paul Maurer geschah das gleiche. Nur packten diesmal zwei andere Männer zu.

Das war der Zeitpunkt, da ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte.

***

Meine Kopfschmerzen waren gräßlich. Ich vermeinte, mein Schädel würde jeden Augenblick platzen.

Ich riskierte einen Blick auf Suko. Mein Freund und Partner blinzelte mir zu. Demnach war auch er wieder wach. Gespannt war ich, wie es jetzt weitergehen würde. Sicher, ich wußte, daß man uns zur Mühle schaffen wollte. Wenn es eben ging, wollte ich versuchen, meine Fesseln zu lösen. Die Beretta hatte man mir abgenommen. Nur noch das Kreuz baumelte vor meiner Brust. Es war durch das Hemd verdeckt.

Ich versuchte meine Hände zu bewegen. Es ging nicht. Die verdammten Stricke saßen zu fest. Da hätte sich höchstens der große Houdini, seines Zeichens Entfesselungskünstler, selbst befreien können. Ich aber kannte die Tricks nicht.

Die Männer kehrten zurück. »So«, sagte Hiller, »jetzt die beiden. Ach, die sind ja wieder wach.«

Hiller blieb vor mir stehen. Aus meiner Froschperspektive blickte ich ihn an. »Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen?« fragte ich. »Noch ist Zeit genug. Wir könnten gemeinsam nach einer Lösung suchen.«

»Nichts da«, antwortete Hiller. »Die Würfel sind gefallen, und zwar endgültig.«

»Denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe. Mit den Mächten der Finsternis ist kein Bund zu flechten.«

Der Wirt winkte nur ab.

Suko wurde inzwischen von zwei kräftigen Männern aus dem Raum getragen. Er war ebenfalls verschnürt wie ein Paket. Er grinste mir noch einmal zu.

Dann hob man mich hoch. Augenblicklich hatte ich das Gefühl, mein Schädel würde zerspringen. Vor meinen Augen verschwammen die Gesichter der Männer. Übelkeit würgte vom Magen her hoch. Ich fühlte mich verflucht elend.

Und ich dachte an die Worte des Magiers. Myxin hatte uns nicht umsonst den Weg hierher gewiesen. Hatte er gewußt, was uns in der

Mühle erwartete? Mein Optimismus war verflogen. Kein Wunder, bei dem, was die Kerle mit uns vor hatten.

Ich dachte über unsere Chancen nach. Sie sanken immer mehr. Was Dämonen und Geister nicht geschafft hatten, das brachten einige Dörfler fertig. Sie hatten uns überwältigt – und…

Ach, verdammt, ich hätte mich selbst irgendwohin beißen können. Aber selbst das erlaubte die Fesselung nicht. Wir erreichten das Freie.

Sternklarer Himmel lag über dem Ort. Ein fahlgelber Mond, dessen Licht die Nacht aufhellte. Ideales Vampirwetter. Tief saugte ich die würzige Luft in meine Lungen. Es ging mir sogar besser.

Dann sah ich den Wagen. Ein Pferd war davor gespannt. Ungeduldig scharrte es mit den Hufen, schnaubte und stieß den dampfenden Atem durch die Nüstern.

Auf der Ladefläche des Wagens stank es nach Schweinemist. Hier hatte noch nie jemand saubergemacht. Es war ein sogenannter Gatterwagen. Die Stäbe befanden sich dicht nebeneinander, wie bei einer Gefängniszelle. Vom Boden her liefen sie schräg nach oben. Nur die Ladeklappe hinten stand offen. Wie ein Sack Kartoffeln wurde ich auf die Ladefläche geworfen. Dicht neben Suko blieb ich liegen. Wir konnten uns in die Gesichter sehen.

Der Chinese grinste. »Hallo, Partner«, sagte er. »Auch hier?«

Ich rollte mich etwas herum. »Nein, nur mein Geist.«

Mit einem harten Geräusch wurde die Klappe geschlossen. Ich konnte durch die Zwischenräume der Holzstäbe schauen. Die Männer gingen alle mit. Einer von ihnen kletterte auf den Bock, schwang die Peitsche und brachte das Pferd in Bewegung.

Der Wagen ruckte an.

Damit begann unsere Reise zur Mühle der Vampire!

***

Horace Hiller hatte seine Frau in die Speisekammer gesperrt. Alma hörte, wie der Schlüssel herumgedreht wurde. Dann entfernten sich die Schritte ihres Mannes.

Eigentlich war es zum Lachen. Sie hockte zwischen Räucherwürsten und Schinken in absoluter Dunkelheit. Mancher Dieb hätte sich gefreut wie ein Schneekönig, doch Alma war gefangen.

Luft bekam sie durch einen Schacht. Verhungern würde sie auch nicht. Nur hinaus konnte sie nicht.

Horace hatte sie ausgeschaltet. Was hatte er vor? Wenn er wirklich diese unschuldigen Menschen den Blutsaugerinnen opfern wollte, dann machten er und die anderen sich eines schweren Verbrechens schuldig. Alma konnte für ihren Mann kein Verständnis aufbringen.

Sollte es ihr gelingen, sich aus dem Vorratsraum zu befreien, würde sie ihrem Mann Lebewohl sagen. Für immer. Das hatte sie sich fest

vorgenommen.
Alma setzte sich auf den kleinen Schemel. Sie versuchte zu lauschen, um herauszufinden, was die Männer draußen vor dem Haus taten. Doch nicht ein Geräusch drang an ihre Ohren. Die Speisekammer schloß schalldicht.
Alma wartete. Tränen der Wut und Hilflosigkeit liefen an ihren Wangen hinab. Automatisch schlossen sich die Hände der frommen Frau zum Gebet.
Noch hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben. Auch wenn es nur ein winziger Strohhalm war, an den sie sich klammerte.

***

Zahlreiche Dorfbewohner hatten unseren Abtransport beobachtet. Aber es gab noch jemand, der sich in einer schmalen Gasse versteckt hielt und den Wagen nicht aus den Augen ließ.
Dieser Jemand war Paddy, der Mann mit dem angespitzten Eichenpfahl. Der Mann, der den Blutsaugerinnen den Tod geschworen hatte.
Paddys Augen glühten, sein Herz schlug schneller, in seinem Innern tobte der Haß. Die rechte Hand hatte er unter seine alte Jacke geschoben. Die Finger umklammerten den Eichenpfahl. Er hatte es gerochen, daß in dieser Nacht etwas geschehen würde. Wie schon oft, war er auch in dieser Vollmondnacht unterwegs auf der Suche und der Jagd nach den Geschöpfen der Dunkelheit. Er hatte einige Vampire erledigt, aber nie war er an Elena herangekommen, die Anführerin dieser verdammten Blutsauger.
Doch die Entscheidung war nahe, das spürte er.
Paddy hatte auch beobachtet, wie dieser Fremde einen Vampir erledigte. Vor Freude wäre der Alte bald in die Luft gesprungen. Wieder einer weniger.
Aber jetzt hatte man die Fremden gefesselt und auf einen alten Leiterwagen geschafft. Wußten die hirnverbrannten Idioten aus dem Dorf denn nicht, was sie sich selbst damit antaten? Daß sie ihre eigenen Chancen, dem Terror der Blutsauger zu entgehen, damit vernichteten? Paddy konnte es nicht begreifen.
Er beobachtete, sah den Wagen abfahren, schaute nach, ob die Luft rein war, und huschte dann über die Straße.
Sein Ziel war Hillers Gasthaus.
Mit Horace Hiller verstand er sich nicht sehr gut, dafür jedoch mit Alma.
Sie und er hatten die gleichen Interessen. Auch Alma verfolgte die Blutsauger mit glühendem Haß. Schließlich hatten sie ihr die Tochter geraubt.
Paddy wußte, daß er in Alma eine Verbündete fand. Er lief um das

Haus herum, näherte sich dem Gebäude von der Rückseite. Niemand sollte ihn sehen. Die anderen Feiglinge würden doch nur dummes Zeug reden.

Kein Licht brannte im Haus. Die Dunkelheit nistete hinter den Scheiben.

Paddy kannte die Raumaufteilung. Er wußte, wo Küche, Wohnstube und Schlafzimmer lagen. Sicher war Alma noch auf. Vielleicht saß sie im dunklen Wohnzimmer.

Paddy klopfte gegen die Scheibe.

Nichts rührte sich.

Er probierte es an den anderen Fenstern. Auch hier keine Reaktion.

Der Alte biß sich auf die Lippen. Sollte Alma nicht im Haus sein? Ziemlich unwahrscheinlich, denn er hatte sie nicht herauskommen sehen.

Wieder klopfte er. Diesmal lauter als zuvor.

Er rief auch Almas Namen. Mehrere Male hintereinander. Dann lauschte er.

Da erhielt er Antwort.

Schwach nur, aber doch zu hören. Und es war Almas Stimme, wie er erkannte.

Sie rief um Hilfe.

Paddy überlegte. Dann hatte er einen Entschluß gefaßt. Er suchte einen Stein und schlug damit die Scheibe zum Wohnraum ein. Das Klirren ging ihm an die Nerven. Er hoffte jedoch, daß es nicht gehört worden war.

Vorsichtig entfernte Paddy die Splitter aus dem Rahmen, damit er sich beim Einsteigen nicht verletzte. Seine Knochen waren noch gelenkig. Es bereitete Paddy keine Schwierigkeiten, in das Haus zu gelangen.

»Alma?« rief er.

»In der Speisekammer!«

Paddy kannte sich aus. Nicht zum erstenmal befand er sich bei den Hillers.

Der Schlüssel steckte von außen.

Paddy öffnete rasch die Tür. Im nächsten Augenblick fiel ihm Alma entgegen.

»Paddy!« sagte sie. »Ein Glück, daß du da bist!«

»Was ist denn geschehen?«

»Gleich, komm erst mal in die Wohnstube.«

Dort gab ihm Alma Hiller einen doppelten Whisky. Genußvoll schlürfte er das Getränk.

»Noch einen?«

Paddy schüttelte den Kopf. »Ich muß nüchtern bleiben.«

»Ist auch besser.«

»Dann erzähle mal, Alma. Ich weiß nicht, was gespielt wird.« Und Alma redete. Sie fügte auch noch ihre eigenen Schlußfolgerungen bei, und der alte Paddy war haargenau ihrer Meinung.

»Ja«, sagte er, »du hast recht. Sie wollen die Leute sicherlich opfern.«

Alma rang die Hände. »Aber was können wir nur dagegen machen?«

»Ich gehe zur Mühle.«

»Aber nicht allein.«

Paddy winkte energisch ab. »Alma, das ist für dich viel zu gefährlich.«

»Nein, ich will dabeisein, wenn mein Mann sich eines schweren Verbrechens schuldig macht. Und ich will ihm in die Augen sehen.«

Paddy sah ein, daß er die Frau nicht umstimmen konnte, und gab schließlich schweren Herzens nach. »Aber eine Waffe habe ich nicht für dich«, sagte er.

»Brauchst du auch nicht. Ich nehme das Kreuz. Ich habe mein ganzes Leben lang auf die Kraft des Kreuzes vertraut. Es wird mich auch diesmal nicht im Stich lassen.«

Die Frau sprach so überzeugend, daß Paddy ihr zustimmte. Wenige Minuten später hatten sie das Haus verlassen. Zwei mutige Menschen, die sich entschlossen hatten, den Mächten der Finsternis entgegenzutreten. Sie glaubten noch an die Macht des Guten und an die alten Überlieferungen. Sie verkrochen sich nicht in den Häusern wie die anderen Einwohner von Bullstone.

Schon bald hatte die Dunkelheit Paddy und Alma Hiller verschluckt…

***

Ich fühlte mich ins Mittelalter versetzt. Auf ähnlichen Karren waren auch die Hexen zu ihren Richtplätzen gefahren worden. Nur standen die Frauen aufrecht und waren den höhnischen Blicken der Menge freigegeben. Wir hingegen lagen gefesselt auf dem Boden des Leiterwagens und spürten jede Unebenheit auf dem Fahrweg.

Jede Bodenwelle, jede Querrinne schüttelte uns durch. Die hohen Räder quietschten erbärmlich. Sie schrien nach Schmierfett.

Ich hatte mich so hingelegt, daß ich Suko ansehen konnte. Wir lagen jetzt Gesicht an Gesicht.

»Feine Aussichten«, grinste mein Partner.

»Und wie.«

»Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, wie wir hier heil wieder rauskommen?«

Ich zeigte die Zähne. »Ja. Wir nehmen unsere Tarnkappen und verwandeln uns in Luftgeister.«

»Phantastisch«, sagte Suko. »So einfach ist das also.«

Meine Antwort hatte ihm gezeigt, daß ich in Wirklichkeit keine

Chance für uns sah. Die Lage sah mehr als mies aus. Ich zerrte und zurrte an den Fesseln, doch die Stricke gaben nicht einmal um Haaresbreite nach. Es war wie verhext.

Nun, wir gaben die Hoffnung trotzdem nicht auf. Im Laufe der Zeit hatten wir schon viel durchgemacht, waren auch in lebensgefährliche Situationen hineingeraten, hatten uns aber immer befreien können.

Wesentlich schlechter ging es Paul Maurer und Kitty Lavall. Das Mädchen weinte. Ihr Schluchzen übertönte deutlich das Quietschen der Räder.

Paul Maurer versuchte, seine Freundin zu trösten, doch es wurde nur ein schwacher Trost. Dem jungen Mann fehlten die passenden Worte.

Paul Maurer hatte die beste Stellung von uns allen. Halb aufgerichtet saß er mit dem Rücken am Gatter.

»Wir sind verloren, nicht wahr?« fragte er mich.

Ich drehte mich so, daß ich den jungen Mann ansehen konnte. »Man soll die Flinte nicht vorzeitig ins Korn werfen, Paul.«

»Leere Sprüche.«

»Nein. Eine Chance gibt es immer.«

»Ich kann daran nicht mehr glauben.«

Was sollte ich dem jungen Studenten auch antworten? Er war froh gewesen, einer Hölle entronnen zu sein, doch seine Freundin und er waren auf dem Weg in eine noch schlimmere Hölle.

Eine verdammte Welt!

Längst hatten wir das Dorf verlassen. Der Weg wurde noch schlechter. Die hohen Räder wühlten sich durch tiefe Furchen. Staub wallte hoch. Der Mann auf dem Bock wurde ebenso durchgeschüttelt wie wir. Manchmal ließ er seine Peitsche knallen, schlug sie dem Pferd um die Ohren.

Die übrigen sechs Bewacher gingen neben dem Wagen her. Drei auf jeder Seite. Die Männer sprachen kein Wort. Eisern waren ihre Mienen. Die Gewehre hielten sie fest umklammert. Die rumpelnden Stöße warfen uns hoch. Den Schlag hatte ich noch immer nicht völlig verdaut, und bei jedem neuen Stoß schossen die Schmerzen hoch bis in meinen letzten Gehirnwinkel. Hinzu kam die Übelkeit, die sich vom Magen her ausbreitete. Alles in allem war ich nicht zu beneiden.

»Scheiß Fesseln!« knurrte Suko. »Die Dinger schneiden immer mehr ein.«

»Das haben Stricke nun mal so an sich«, erwiderte ich bissig. Einer der Männer faßte durch zwei Gitterstäbe und berührte mich an der Schulter.

»Was wollen Sie?«

Der Mann lachte. Daran erkannte ich Horace Hiller. »Bald haben Sie es hinter sich, Sinclair.«

»Ja«, sagte ich. »Sie und sechs Ihrer Freunde haben sich dann eines

vierfachen Mordes schuldig gemacht. Mit dem Gewissen möchte ich nicht leben.«

»Brauchen Sie auch nicht, Sinclair. Aber für uns steht mehr auf dem Spiel.«

»Was denn?«

»Okay, Sinclair, ich will es Ihnen erklären. Wenn wir euch opfern, werden uns die Blutsauger in Ruhe lassen.«

»Das habe ich schon einmal gehört.«

»Dann brauchen wir ja nicht mehr weiterzusprechen.« Hiller entfernte sich wieder. Schweigend schritt er hinter seinem Vordermann her.

»Das sind doch sture Tölpel«, sagte Suko. »Denen kannst du erzählen, was du willst. Die hören nicht auf Argumente.«

»Ja«, erwiderte ich, »Fanatismus ist schlimm.«

Paul Maurer meldete sich wieder. »Ich habe doch gesagt, daß es keine Chance mehr für uns gibt. Diese weiblichen Vampire sind schlimm. Für mich ist es jetzt noch ein Wunder, daß wir mit heiler Haut aus der Mühle fliehen konnten.«

Ich gab dem jungen Mann keine Antwort mehr. Es hatte keinen Zweck. Ich sah hinauf zum Nachthimmel. Dunkelblau wölbte er sich über dem Hochland. Der Weg führte auf einer Hügelkuppe entlang. In der Ferne sah ich die Oberfläche eines Sees glitzern. Die Zeit verstrich. Hin und wieder schnaubte das Pferd. Die Räder des Wagens rumpelten eintönig.

Dann vernahmen wir das Rauschen eines Bachs.

Auch Paul Maurer hatte es gehört. »Das ist der Mühlbach«, erklärte er mit erstickter Stimme. »Wir – wir sind gleich da. O Gott, sei uns gnädig.«

Der Weg ging jetzt bergab. Der Kutscher mußte den Gaul zügeln, damit er nicht zu schnell lief.

Ich verrenkte mir den Hals und versuchte, nach vorn hin etwas zu erkennen.

Noch sah ich nichts, aber dann, als der Wagen in eine sanfte Kurve zog, erblickte ich die Mühle.

Sie war groß. Ich sah die vier Mühlenflügel, die stillstanden, jedoch nicht in die Form eines Kreuzes gerückt waren.

Das hatten die Blutsauger bewußt unterlassen.

Der Wagen rumpelte querfeldein. Fuhr am Mühlbach entlang, dessen Wasser murmelnd und rauschend über die blankgewaschenen Steine schäumte.

Immer näher rückte die Mühle. Der Mond stand hinter dem Gebäude. Sein Licht zeichnete die Konturen genau nach. Noch war keine der Blutsaugerinnen zu sehen, doch ich war sicher, daß diese Bestien nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

Kitty Lavall weinte wieder.
Ihr Freund Paul murmelte sinnlose Worte. Sein Angstgestammel war verständlich.
Der Kutscher gab einen scharfen Befehl an sein Pferd. Es stand sofort still.
Auch unsere sechs Begleiter hatten gestoppt. Simon Patrick machte sich an der Klappe zu schaffen. Sein Gesicht leuchtete in der Dunkelheit.
Die Klappe fiel.
Tief atmete ich ein.
»Zuerst das Mädchen«, sagte Patrick.
»Okay.« Morton Grove gab die Antwort. Er und Cal beugten sich auf den Wagen, streckten ihre Arme aus und umfaßten Kittys Schultern.
»Nein!« kreischte Kitty Lavall. »Fassen Sie mich nicht an! Ich will nicht! Ich will…«
Sie wurde vom Wagen gezerrt. »Mach doch keinen Unsinn!« rief Morton Grove. »Es geht nicht anders.«
»Ihr Schweine!« brüllte Paul los. »Ihr dreckigen Schweine! In der Hölle noch sollt ihr verflucht sein! Ich werde dafür sorgen…«
Horace Hiller beugte sich vor und hob drohend den Gewehrkolben. »Ein Wort noch, und es passiert etwas!«
»Ja! Schlag doch zu. Drisch einen Wehrlosen zusammen. Was anderes könnt ihr doch nicht.«
»Sei ruhig, Paul!« rief ich.
Auf mich hörte der junge Mann. Er senkte den Kopf und war stumm. Horace Hiller trat zurück.
Zwei weitere Männer holten Paul Maurer vom Wagen. Wie schon zuvor seine Freundin, so wurde auch er in das knöchelhohe Gras gelegt.
Dann war Suko an der Reihe. Er lag auf dem Rücken und blickte den Männern gelassen entgegen. »Paßt nur auf, daß ihr euch keinen Bruch hebt«, meinte er.
»Humor, wie?«
»Wenn ich euch sehe – immer.«
Hart wurde Suko angefaßt. Sie schleiften ihn vom Wagen wie ein Stück totes Vieh.
Ich war noch übrig. Horace Hiller und Simon Patrick machten sich die Mühe. Hiller faßte meine Füße, Patrick legte seine Hände unter meine Schultern.
Ich wurde angehoben und vom Wagen getragen. Neben Suko ließ man mich fallen. Die Kerle gingen nicht gerade sanft mit mir um.
Die sieben Männer standen um uns herum. Wir blickten in die Mündungen der Gewehre. Anscheinend hatte man Angst, wir könnten uns im letzten Moment noch befreien.

Von den Vampirinnen war nichts zu sehen. Sie ließen sich Zeit, wollten die Minuten auskosten.

Kitty und Paul hatten sich beruhigt. Auch Suko lag still. Er war ebenfalls so verschnürt wie ich. Alle – auch wir als Gefangene – starrten auf die Tür der Mühle. Doch dort tat sich nichts. Niemand verließ das alte Gebäude.

Die beiden Untoten tauchten ganz woanders auf.

Jeder von uns hörte plötzlich das Rauschen der Schwingen. Sieben Köpfe wurden gereckt.

Da waren sie schon über uns. Zwei Riesenfledermäuse. Sie flogen an der Mühle vorbei, falteten ihre Schwingen zusammen und setzten zur Landung an.

Bei einer Fledermaus geschah die Verwandlung sofort. Die Flügel schrumpften, die lederartige Haut trat zurück, das Gesicht schimmerte plötzlich hell, und innerhalb von Sekunden stand eine andere Gestalt vor uns.

Eine Frau. Rothaarig.

Es war Elena!

***

So also sah Kiriakis' Tochter aus!

Sie trug ein bis zum Boden reichendes, gelbweißes Kleid, das in der Höhe der Taille von einem Gürtel gehalten wurde. Die roten lockigen Haare paßten zu der Farbe des Kleides. Das Gesicht war ebenmäßig. Elena hätte eine tolle Frau sein können, wenn nur nicht ihre häßlichen Zähne gewesen wären. Die Frau hatte die Lippen zurückgezogen, so daß ich ihre Beißer sehen mußte.

Die andere Fledermaus hatte sich nicht verwandelt. Geräuschlos war sie wieder in die Höhe geflogen und hatte auf dem Dach der Mühle Platz genommen. Aus tückischen, blutunterlaufenen Augen beobachtete sie das weitere Geschehen.

Horace Hiller deutete auf uns. »Da sind sie. Wir haben unser Versprechen erfüllt!«

Elena nickte. »Das sehe ich.«

Mehr sprach sie nicht. Sie hatte nur Augen für mich.

Sie trat einen Schritt näher. »Myxin hat mir von dir erzählt, John Sinclair. Ich weiß auch, daß du mit meinem Vater zusammen warst. Doch er ist tot, seine Macht wurde gebrochen. Und deine eingeschränkt. Wie fühlt man sich, wenn man so hilflos ist wie du, großer Geisterjäger?«

Natürlich hatte ich Angst. Aber die wollte ich nicht zur Schau stellen. »Ein bißchen feucht ist der Untergrund schon«, erwiderte ich trocken.

Die Vampirin stieß einen Zischlaut aus. »Diese dreckigen Bemerkungen werden dir noch vergehen, John Sinclair. Wir

beschäftigen uns gleich miteinander.« Sie wandte sich an die sieben Männer. »Ihr könnt jetzt verschwinden. Wir brauchen euch nicht mehr.«

Horace Hiller fragte: »Und das Versprechen?«

»Keine Angst. Es gilt.«

»Laßt euch doch nichts erzählen«, unterbrach ich den Dialog. »Nie werden diese Blutsauger ihr Versprechen halten. Wer mit den Dienern der Hölle paktiert, ist verloren!«

»Halt den Mund!« kreischte Elena.

»Ist es wahr, was er sagt?« fragte Hiller.

»Nein, es stimmt nicht.«

Hiller machte einen tiefen Atemzug. »Wie können wir uns davon überzeugen?«

»Ihr müßt euch schon auf mein Wort verlassen.«

Die Männer sahen sich an. An den Blicken erkannte ich, daß sie sich verdammt unwohl in ihrer Haut fühlten. Sie hatten sich da auf eine Sache eingelassen, die sie nicht überblicken konnten. »Zwei von euch brauche ich noch«, sagte Elena. »Die anderen können nach Hause gehen. Euch und den anderen Familien im Dorf wird nichts passieren. Vor mir und meiner Schwester braucht ihr euch nicht zu fürchten.«

Die Dörfler redeten miteinander. Flüsternd und raunend. Morton Grove machte sich zum Sprecher der Gruppe.

»Gut, wir vertrauen dir und gehen jetzt. Wer bleibt zurück?«

»Er und er.« Die Untote zeigte auf Simon Patrick und Horace Hiller.

»Was habt ihr denn mit den beiden vor?«

»Sie werden mir ein wenig zur Hand gehen. Keine Bange, ich will ihr Blut nicht. Dafür habe ich Sinclair, seinen Freund und dieses süße Pärchen.«

Morton Grove schaute Hiller an. »Sollen wir?«

»Ja«, sagte der Wirt.

Die fünf Männer machten sich davon. Das Pferd und den Wagen nahmen sie mit.

Schweigend sahen die anderen beiden ihnen nach. Bald verklang der Hufschlag auf dem weichen Grasboden.

»So«, sagte Elena, »und nun zu uns. Ich bat euch zu bleiben, weil ihr mir helfen sollt, Sinclair zu binden.«

»Aber er ist gefesselt«, widersprach Hiller.

»Ja, das schon. Ihr aber sollt ihn an einen Mühlenflügel binden. Ihn will ich mir als letzten vornehmen. Er soll hören und sehen, wenn wir seine Freunde aussaugen. Packt ihn!«

Elena brauchte den Befehl nicht zu wiederholen. Mit diebischer Freude beobachtete sie, wie mich die Männer hochhoben. Stricke lagen schon bereit.

Ich hätte mich sträuben können, aber es hatte keinen Zweck. Sie

preßten mich gegen die Sparren des Mühlrades. Meine Füße fanden auf einer querstehenden Strebe Halt. Meine Hände wurden an die äußeren Längsstreben gebunden.

Während Hiller mich festhielt und sich befleißigte, meinem Blick auszuweichen, wickelte Simon Patrick das Seil um meinen Körper.

Er zog es verdammt eng, die Stricke preßten sich hart in den Stoff meiner Kleidung.

»Ausgezeichnet machst du das!«, kommentierte Elena. »Nie wird er sich befreien können.« Sie lachte häßlich.

Simon Patrick schnürte noch einen Knoten und trat dann zufrieden nickend zurück. »Fertig!«

Bewegungsunfähig hing ich an dem Mühlenflügel. Nicht mal den Kopf konnte ich drehen, weil ein Strick genau vor meinem Hals entlanglief.

Elena berührte meinen Körper mit ihren kalten Totenfingern.

Die spitzen Fingernägel strichen über meine Haut, und ein Schauer lief mir über den Rücken. Wenn sie jetzt zubiß, war ich verloren. Doch sie wollte meine Qualen verlangten. »So hat es Myxin gesagt«, flüsterte sie. »Und so habe ich dich immer schon haben wollen, verfluchter Geisterjäger…«

***

Paddy konnte kaum Schritt halten, so schnell ging Alma Hiller durch die Nacht. Das große Kreuz hielt sie mit beiden Händen umklammert. Sie trug es vor sich her wie eine Standarte. Es gab ihr Kraft, Mut und Ausdauer.

»Kannst du nicht langsamer gehen?« keuchte Paddy.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren«, lautete die Antwort. Alma hatte einen langen Mantel übergezogen, ihn jedoch nicht zugeknöpft. Der Wind bauschte ihn auf und ließ ihn wehen wie eine Fahne.

Paddy blickte auf den Rücken der Frau und dachte daran, wie sehr Alma die Blutsauger hassen mußte. Er fragte sich, warum er nicht schon früher daran gedacht hatte, sich mit Alma zu verbünden. Gemeinsam waren sie stärker.

Plötzlich blieb Alma stehen.

Sofort war Paddy bei ihr. »Was ist?«

»Ich höre Stimmen. Sei mal ruhig.«

Die beiden lauschten. Tatsächlich waren Männerstimmen zu vernehmen. Allerdings entfernten sie sich nicht, sondern wurden von Sekunde zu Sekunde lauter. Noch verbarg ein Hügelrücken die Männer.

»Sie kommen zurück!« flüsterte der alte Paddy.

Alma nickte. »Nichts wie in Deckung.«

»Und wo?«

»Da vorn. In das Gebüsch. Los, beweg mal deine morschen Knochen und zeig, was in dir steckt.«

Sie liefen Seite an Seite und hatten gerade noch Zeit, sich hinter dem Busch in Deckung zu werfen.

Da tauchten die Männer auf dem Hügelrücken auf. Sie schritten neben dem Wagen her. Cal hockte wieder auf dem Bock und hielt die Zügel des Pferdes.

Paddy zählte murmelnd. »Das sind nur fünf!«

Alma nickte. »Habe ich auch schon gesehen.«

»Dein Mann und Simon Patrick fehlen. Ob sie…?«

»Halt doch mal deinen Mund, verdammt.«

Paddy schwieg erschrocken.

Die fünf Dörfler hatten keinen Blick für das Gelände rechts und links von ihnen. So schnell es ging, strebten sie dem nahen Dorf zu.

»Die haben es aber eilig.« Paddy sprach die Worte, und Alma nickte bestätigend.

»Das schlechte Gewissen treibt sie zurück, diese Angsthasen und Verbrecher.«

»So darfst du nicht reden.«

»Nimmst du sie jetzt auch noch in Schutz?«

Paddy schwieg.

»Und mein Mann ist nicht dabei«, fuhr Alma leise fort. »Wer weiß, was mit ihm geschehen ist.«

»Meinst du, die Blutsaugerinnen hätten ihn umgebracht?«

»Das auf keinen Fall. Aber er wird ihnen sicherlich helfen, dieser verfluchte Feigling und Drückeberger.« Sie stieß Paddy an. »Komm, die Kerle sind verschwunden.«

Alma nahm das Kreuz wieder an sich, dann krochen die beiden Vampirjäger hinter dem Gebüsch hervor. Im Schatten des Hügels liefen sie weiter. Es war hier fast völlig dunkel. Das Mondlicht streute nicht bis zu dieser Stelle.

Sie sahen das glitzernde Band des Mühlbachs und wußten beide, daß ihr Ziel nun nicht mehr weit entfernt lag.

Alma streckte die Hand aus. »Vorsichtig jetzt«, flüsterte sie. »Die brauchen uns nicht unbedingt zu sehen.«

Geduckt schlichen sie weiter. Und wieder einmal bewies Alma ihre gute Kondition. Sie bewegten sich parallel zum Mühlbach. Das Gelände war etwas sumpfig. Bei Regen trat der Bach über seine Ufer, und so etwas hinterließ Spuren.

Alma Hiller schlug noch einen Bogen. Sie wollte sich der Mühle nicht von vorn nähern, sondern von der Seite her. Noch ein paar Yards, und sie konnten die Mühle und den Platz davor übersehen.

Plötzlich blieb Alma stehen. »Lieber Himmel«, flüsterte sie. »Was ist denn?«

»Da – Sinclair. Sie haben ihn auf einen Mühlenflügel gebunden. Und die anderen…«

»Und schau mal nach oben!« zischte der Alte.

Alma Hiller hob den Blick. Jetzt sah auch sie die riesige furchteinflößende Fledermaus, die auf dem Dach der Mühle hockte. Im selben Augenblick stieß sich die Fledermaus vom Dach ab und segelte dem Boden entgegen…

***

Mein Kreislauf – sowieso im Moment nicht der beste – wurde noch mehr strapaziert. Die Stricke klemmten mich verdammt ein. Sie saßen über der Brust so fest, daß sie mir das Atmen erschwerten. Und eine Chance zur Flucht sah ich nicht.

Paul Maurer gefesselt, Kitty verschnürt, und auch Suko, der mich schon oft aus lebensbedrohlichen Situationen gerettet hatte, war bewegungsunfähig.

Elena hielt alle Trümpfe in der Hand. Und sie hatte Helfer gefunden. Simon Patrick und Horace Hiller. Diese beiden Männer waren verblendet. Sie glaubten dem weiblichen Vampir und ahnten nicht, in welch eine Misere sie sich hineinritten. Elena schritt auf und ab wie ein Feldherr. Die Hände hatte sie auf dem Rücken verschränkt.

Das war ihre Stunde. Endlich hatte sie es geschafft. Ihre Gegner waren besiegt.

Vor mir blieb sie stehen. »Nun, Sinclair, wie fühlst du dich?« fragte sie höhnisch.

Ich gab keine Antwort, sondern grinste verzerrt.

Sie lachte. »Hat dir wohl die Sprache verschlagen, wie?« Elena kam näher. Sie berührte mich.

Ich ekelte mich vor diesen widerlich kalten Leichenfingern, vor den spitzen Fingernägeln und vor dem Grabgeruch, den die Untote permanent ausströmte.

Zudem machte mich das Gefühl, hier hilflos angebunden zu sein, noch halb wahnsinnig. Es trieb meine Wut hoch, fast bis zur Explosion.

Elena spielte mit mir. Sie weidete sich an meiner chancenlosen Lage. Immer wieder mußte sie mich berühren, abtasten.

»Was willst du eigentlich?« fragte ich krächzend.

»Dein Blut, John Sinclair.«

»Dann nimm es dir doch!«

Ihre Augen leuchteten auf. Der Mund wurde noch breiter, die Zähne fuhren dadurch weiter hervor.

»Okay, wenn du es mir schon freiwillig geben willst…« Sie lachte. »Aber ich werde dich quälen. Dich nicht sofort aussaugen, sondern langsam und mir sehr viel Zeit lassen. Denn du sollst noch miterleben,

wie es deinen Freunden ergeht. Sie werden zuerst ihren Lebenssaft verlieren.«

Ihre Arme fuhren hoch. Die Finger öffneten die Knöpfe an meinem Hemd. Elena wollte, daß mein Hals freilag.

Ich merkte, wie der Nachtwind über meine verschwitzte Brust fuhr und mir auch den Schweiß auf der Stirn trocknete.

»Bald – bald werde ich deinen Lebenssaft kosten«, flüsterte sie, »und er wird mir besonders gut munden.«

Der Vollmond war direkt über uns, beleuchtete die Szene mit seinem fahlen, makaber wirkenden Licht. Die anderen sahen gebannt zu. Horace Hiller stand leicht vornüber geneigt. Selbst in der Dunkelheit sah ich den Schweiß auf seinem Gesicht glänzen. Simon Patrick hatte die Hände zu Fäusten geballt. Auch er hielt sich steif. Wohl noch nie war er mit einer direkten Vampirtaufe – so nennt man den Vorgang, wenn jemand zum Untoten gemacht wird – konfrontiert worden.

Aber ich stand beileibe nicht das erstemal einer Untoten gegenüber, die mir ans Fell wollte. Aber noch nie war ich so hilflos gewesen.

Ich konnte ja nicht einmal den kleinen Finger bewegen, geschweige denn eine Hand.

Elena knöpfte mein Hemd weiter auf. Den dritten Knopf, den vierten. Sie faßte den Hemdkragen mit spitzen Fingern, sorgte dafür, daß mein Hals freilag.

Ich atmete schneller.

Verdammt, warum half mir denn niemand? Sollte diese Bestie mir so einfach das Blut aussaugen können?

Mein Herz hämmerte zum Zerspringen. Pfeifend saugte ich die Luft ein.

Ich versuchte den Kopf zu drehen, um der Untoten ins Gesicht zu schauen, doch der Strick vor meinem Hals hielt mich fest. Elena kam sehr dicht an mich heran. Unsere Köpfe berührten sich. Ich spürte wieder die grausame Kälte, die von ihr ausging. Jetzt – jetzt mußte es geschehen!

Elena fetzte mit einem Ruck mein Hemd auseinander, wollte mit ihren blutgierigen Zähnen an meinen Hals, da fuhr sie mit einem irren Schrei auf den Lippen zurück.

Sie riß beide Arme hoch, deckte ihr Gesicht ab, trampelte auf dem Boden herum und schrie markerschütternd.

Als ich meine Blicke senkte, sah ich den Grund.

Es war das Kreuz auf meiner Brust.

Hell brach sich das Mondlicht auf dem silbernen, geweihten Metall.

Elena mußte dieser Anblick zur Raserei gebracht haben. Sie schlug um sich und fluchte. »Nehmt es weg! Nehmt es weg, verdammt!«

Der Befehl galt den beiden Männern. Sie rannten gleichzeitig auf mich zu.

Horace Hiller erreichte mich als erster. Er packte das Kreuz. »Tun Sie's nicht!« zischte ich.

»Doch!« brüllte er und riß an der Kette. Er fetzte sie förmlich entzwei. Das Kreuz fiel ihm in die Hand, doch er ließ es fallen wie ein Stück glühendes Eisen.

War er schon so verbohrt?

In diesem Augenblick sah ich den Schatten der zweiten Fledermaus. Das Riesentier segelte vom Dach der Mühle hinunter, erreichte die Erde und setzte neben uns auf.

Sofort begann die Verwandlung.

Alle beobachteten wir den Vorgang. Auch Horace Hiller. Seine Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, als er auf die Frau stierte, die plötzlich vor uns stand.

Es war ein schwarzhaariges Wesen mit etwas hochstehenden Wangenknochen und herrlichen, dunklen Augen. Doch auch dieses Mädchen hatte spitze Vampirzähne.

Sie grinste uns an.

Plötzlich stöhnte Hiller auf. »Marion!« ächzte er. »Meine Tochter – ich…« Er konnte nicht mehr weitersprechen, und im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Alma Hiller atmete heftig. Sie hatte beobachtet, wie ihr Mann diesen Sinclair angriff, und sie hatte auch gesehen, wie die Fledermaus landete.

»Schrecklich«, hauchte der alte Paddy neben ihr.

Alma hörte ihn gar nicht. Sie hatte nur Augen für die Mühle und den Platz davor.

Und sie sah die Metamorphose der Fledermaus, sah, wie sie sich veränderte und aus ihr ein junges Mädchen wurde.

Ein Mädchen, das Alma kannte.

Sehr gut sogar.

Denn Marion war ihre Tochter.

Sie stöhnte auf, umklammerte das Kreuz noch fester. Tränen verschleierten ihren Blick. »Marion«, flüsterte Alma Hiller erstickt. »Marion…«

»Was willst du jetzt machen?« fragte Paddy.

Alma warf ihm einen Blick zu. »Hast du den Pflock bereit?« wollte sie wissen. Ihre Stimme hatte jetzt einen metallenen, entschlossenen Unterton.

»Ja, hier ist er.«

»Dann weißt du ja, was ich tun werde.«

»Aber es ist deine Tochter, Alma.«

»Sie ist ein Vampir, ein Blutsauger, ein Geschöpf der Nacht. Versteh

doch endlich!«

»Schon gut.« Paddy hatte die Augen weit aufgerissen, um besser sehen zu können. »Sollen wir denn nicht eingreifen?«

»Moment noch!«

Die beiden alten Leute hatten sich in eine Bodenvertiefung gedrückt. Normalerweise konnten sie nicht gesehen werden. »Achtung, Paddy! Jetzt!«

Alma hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, da spritzte sie aus ihrer Deckung hoch. Sie rannte auf die Mühle zu wie ein Racheengel. Das Kreuz hielt sie vor sich. Weit öffnete sie den Mund und schrie die Worte hinaus.

»Ihr verdammten Blutsauger! Wartet nur, ich komme jetzt. Ich hole euch und bereite eurem verdammten, unseligen Leben ein Ende. Die Macht des Guten wird euch niederringen!«

Paddy konnte kaum Schritt halten, so rasch lief die alte Frau voran.

Elena, Marion, Horace Hiller und auch Simon Patrick drehten wie an der Schnur gezogen die Köpfe. Und jeder von ihnen sah die Frau mit dem Kreuz heranhetzen.

Horace Hiller fing sich zuerst.

»Alma!« brüllte er. »Bist du verrückt?«

Simon Patrick sagte gar nichts. Er war wie gelähmt.

Dafür geriet Elena in Rage. »Stoppt die Furie!« kreischte sie. »Los, stopp sie, Hiller!«

Und auch Marion fauchte. Sie wich zurück bis zum Eingang. Ebenso wie Elena. Denn das Kreuz war für sie ein schlimmer Anblick. Berührten sie es, so verbrannte die Haut. Aus der Entfernung gesehen, bereitete es ihnen nur Schmerzen.

Wir waren nur Statisten. Was hätte ich darum gegeben, jetzt eingreifen zu können. Doch ich hing gefesselt an diesem verfluchten Mühlenflügel.

Auch mein Freund Suko lag hilflos auf dem Boden. Wir mußten uns ganz auf den Mut und auf die Entschlossenheit einer älteren Frau verlassen.

So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Horace Hiller hatte den Befehl gehört. Und er gehorchte. Er glaubte noch an den Vampir.

Er lief seiner Frau entgegen.

»Halt!« schrie er. »Keinen Schritt!« Drohend hob er das Gewehr an die Hüfte.

Alma blieb tatsächlich stehen. »Du wagst es wirklich?« Ihre Augen weiteten sich ungläubig. »Du willst tatsächlich auf mich schießen? Auf deine Frau, die dir über zwanzig Jahre lang treu zur Seite gestanden hat, die mit dir durch dick und dünn gegangen ist?« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann nicht dein Ernst sein, Horace.«

»Doch, es ist mir ernst!«

»Willst du denn nicht, daß die Vampirbrut vernichtet wird?«

»Doch.«

»Dann laß mich gehen!«

»Nein!« heulte Horace Hiller. »Du schaffst es nicht, Alma. Sie sind stärker. Wir haben ihnen nichts entgegenzusetzen. Sie bringen uns dann alle um. Sie töten jeden im Dorf!« Er atmete schwer. »Alma, wirf das Kreuz weg!«

»Nur über meine Leiche«, erwiderte Alma entschlossen.

»Hiller!« rief ich. »Seien Sie doch vernünftig. Machen Sie keinen Unsinn!«

Er wandte rasch den Kopf. »Halten Sie sich raus, Sinclair. Wie stark Sie sind, das sehen wir ja!«

Der Mann war nicht zu belehren. Mir wurde angst und bange. Himmel, was konnte ich noch tun?

Da hörte ich hinter mir eine flüsternde Stimme. »Ganz ruhig, Mister. Ich habe hier ein Messer. Ich schneide die verdammten Stricke durch. Rühren Sie sich nicht!«

Die Stimme! Mein Gott, woher kannte ich sie? Ich überlegte fieberhaft. Da fiel es mir wieder ein. Der alte Paddy war es, der hinter mir stand und an den Stricken herumsäbelte. Seine Hände zitterten. Er schnitt auch in meine Handgelenke, aber das war mir egal. Hauptsache, er zerschnitt die Fesseln. Doch die Zeit wurde knapp.

Noch immer standen sich Horace Hiller und seine Frau gegenüber, obwohl die Distanz nur wenige Schritte betrug, trennten die beiden doch Welten.

»Ich gebe dir zehn Sekunden«, sagte der Wirt. »Wenn du dann nicht das Kreuz fallen gelassen hast, schieße ich.«

Und nun begann ein Wettlauf mit der Zeit…

***

Ich spannte die Muskeln, wollte mithelfen, die verdammten Stricke zu sprengen.

Paddy säbelte verbissen an den Fesseln. Er fluchte dabei leise vor sich hin.

Aber die Stricke lockerten sich. Endlich!

Niemand beobachtete uns. Die anderen waren von dem Geschehen vor der Mühle gefesselt.

»Noch fünf Sekunden!«

»Beeil dich, Paddy!« zischte ich. »Himmel noch mal…« Paddy tat sein Bestes.

»Aus, Alma! Jetzt mußt du dich entscheiden.«

Da fiel der letzte Strick.

»Ich habe mich bereits entschieden, Horace! Ich stelle mich nicht auf

die Seite der Hölle!«

»Dann stirb.«

Ich hechtete aus dem Stand nach vorn. Erreichen konnte ich den Kerl nicht. Ihn aber ablenken.

»Hiller!« gellte meine Stimme.

Der Wirt zögerte mit dem Schuß. Dann kreiselte er herum. Sah mich, seine Augen wurden groß, und er feuerte.

Ich sah die Mündungsflamme aufblaffen, warf mich zur Seite, und die Kugel jaulte vorbei. Etwa einen Yard neben mir pflügte sie das Erdreich auf.

Zum Glück war Hiller kein guter Schütze. Im Normalfall hätte ich ihm schon längst die Waffe entwunden. Doch die Blutzirkulation spielte nicht mit. Ich war noch steif und ungelenk, rollte mich über den Boden, denn Hiller hatte zum zweiten Mal auf mich angelegt.

Da griff seine Frau ein.

Und auch Paddy tat das, was er für richtig hielt. Ungesehen hatte er sich Hiller von der Seite genähert. Blitzschnell sprang er ihn an.

Hiller taumelte.

Die zweite Kugel pfiff in den Nachthimmel. Dann fiel der Schütze zu Boden.

Zwischen den beiden Männern entspann sich ein harter Kampf. Paddy versuchte, dem Wirt das Gewehr zu entreißen, doch Hiller wollte nicht loslassen. Er gab um keinen Deut nach, war zudem noch kräftiger und jünger als Paddy. Normalerweise mußte er Sieger werden.

»John!« Sukos Warnschrei riß mich in die Höhe. Ziemlich taumelig rappelte ich mich auf die Beine.

Die beiden Untoten versuchten, die Gunst der Stunde auszunutzen. Elena hatte sich Kitty Lavall geschnappt. Sie lief bereits mit dem gefesselten Mädchen auf die Mühle zu und riß das Eingangstor auf.

Marion, der zweite Vampir, wurde von ihrer Mutter abgelenkt. Mrs. Hiller hatte sie in die Defensive gedrängt. Während Paul Maurer nach seiner Freundin schrie und verzweifelt an seinen Fesseln zerrte, brüllte ich Simon Patrick an.

»Los, schneiden Sie die Stricke durch, und kümmern Sie sich um Ihren Freund Hiller. Schlagen Sie ihn bewußtlos!«

Ich wartete nicht ab, ob er meinen Befehl ausführte. Mich interessierte Marion.

Mrs. Hiller hatte ihre Tochter zurückgedrängt. Die Frau hielt das Kreuz in den Fäusten. Mutig schritt sie vor. Marion stolperte immer weiter. Sie schrie und fauchte, hatte beide Hände vor das Gesicht gerissen.

»Nimm es weg! Los, nimm es weg!«

»Nein, du Bestie! Sterben sollst du. Eingehen und verfaulen! Ich will,

daß deine Seele endlich Frieden findet. Weiche! Weiche von mir, du Blutsaugerin!«

Ich erreichte Mrs. Hiller.

»Lassen Sie mich!« forderte ich.

»Nein, das ist meine Sache!«

Mrs. Hiller stellte es sehr geschickt an. Sie trieb ihre Tochter an der Mühle vorbei, genau auf den Bach zu.

Und fließendes Wasser ist für Vampire tödlich!

Marion schlug mit den Armen um sich. Sie wußte genau, welch ein Verhängnis sich anbahnte, doch ausweichen konnte sie nicht mehr. Ich war bereits zur Stelle.

Waffenlos griff ich die Untote an. Hart packte ich ihr rechtes Handgelenk, drehte den Arm schwungvoll herum, so daß mir Marion ihren Rücken zuwandte, und gab ihr einen kräftigen Stoß.

Sie wurde förmlich auf den Bach zukatapultiert.

Ihr Körper durchbrach einen niedrigen Busch. Marion wollte sich noch festhalten, drehte sich dabei, doch ihre Hände rutschten an den biegsamen Zweigen ab.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich ihr entsetztes Gesicht, dann fiel die Untote in den Bach.

Das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten.

Das schnell fließende Wasser des Mühlbachs schäumte über den Körper der Untoten, gurgelte, schmatzte.

Marion wollte sich erheben, doch sie rutschte auf einem glatten Stein aus und fiel wieder hin.

Mrs. Hiller war das Kreuz aus den Händen geglitten. Sie stand da, die Hände zu Fäusten geballt, die Augen weit aufgerissen und starrte auf ihre Tochter, deren endgültiger Tod nicht mehr aufzuhalten war.

Ich legte Alma Hiller eine Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, es ist für Ihre Tochter vorbei…«

»Aaahhh…« Ein schauriger Schrei durchbrach die Stille. Marion hatte sich halb aufgerichtet. Sie schlug mit den Händen auf die Wasseroberfläche. Ein Teil ihres Körpers begann sich bereits aufzulösen. Die blanken Knochen schimmerten durch das kristallklare Wasser.

Marion konnte dem hier reißenden Mühlbach keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Sie wurde mitgerissen. Ihr Körper drehte sich, der Kopf tauchte unter.

Wie eine Puppe schwemmte die Strömung sie davon. Wir sahen sie nicht mehr.

»Marion!« flüsterte die Frau unter Tränen. »Ich…«

»Jetzt hat sie ihre Ruhe«, sagte ich leise.

Alma nickte. Obwohl sie lange auf diese Stunde gewartet hatte, war es für sie doch sehr schwer. Und niemand konnte sie besser verstehen

als ich.

Aber für mich gab es andere Aufgaben, denn Elena war noch da. Und die war gefährlicher als Marion.

Soeben sprengte Suko seine letzten Fesseln. Simon Patrick stand neben ihm. Unbewegt war sein Gesicht.

Auch Paul Maurers Stricke waren gelöst worden. Der junge Mann tobte.

»Ich will zu ihr!« schrie er. »Ich will Kitty sehen!«

Er rannte auf die Mühle zu, stolpernd und taumelnd. Doch Suko war schneller.

Er warf sich Paul Maurer in den Weg. Seine Hände umklammerten Maurers Knöchel. Suko riß den jungen Mann zu Boden. »Lassen Sie mich!« rief Paul immer wieder. »Ich will zu ihr, Kitty ist…«

Ich kümmerte mich nicht um den jungen Mann. Er war bei Suko in besten Händen.

Dafür machten mir andere Sorgen. Paddy und Horace Hiller. Wie tot lag der alte Mann am Boden. Hiller stand über ihm. Gebückt und schwer atmend. Nach wie vor hielt er das Gewehr umklammert. Als wir auf ihn zurannten, starrte er uns benommen an. Er schien durch uns hindurchzusehen.

Ich nahm ihm das Gewehr ab. Widerstandslos ließ er es über sich ergehen.

»Ich wollte doch nur unser Bestes«, flüsterte er.

Hatte er Paddy getötet?

Ein heißer Schreck durchfuhr mich, als ich mich zu dem alten Mann hinabbeugte.

Paddy lebte, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Alte war nur bewußtlos. Am Kinn schwoll eine Beule an.

Meine Hände fuhren unter sein Jackett. Ich holte den Eichenpfahl hervor, die einzige Waffe, die uns noch blieb, da unsere Pistolen im Dorf zurückgeblieben waren.

»Sinclair!« gellte da die Stimme der Untoten auf. »Ich will, daß ihr von hier verschwindet. Wenn nicht, werde ich der Kleinen hier das Blut aussaugen. Hörst du mich, Sinclair?«

»Ja.«

»Wie hast du dich entschieden?«

»Was ist, wenn wir gehen?«

»Dann gebe ich auch die Kleine zurück. Mein Wort darauf!« Ich lachte hart auf. »Auf das Wort einer Untoten habe ich mich noch nie verlassen!«

»Deine Sache. Ich höre!«

Zweimal atmete ich tief ein. Dann rief ich zurück: »Okay, Elena, wir verschwinden!«

Suko warf mir einen verständnislosen Blick zu.

Ich jedoch lächelte hart. So einfach würde ich es Elena nicht machen. Ich wollte nur die Zeugen aus dem Weg haben. Danach konnten wir weitersehen…

***

»Sie wollen tatsächlich aufgeben?« fragte mich Alma Hiller erstaunt und erschreckt zugleich.

»Ja«, erwiderte ich und sah nicht ein, weshalb ich ihr die Wahrheit sagen sollte. »Gehen Sie mit den beiden Männern zurück ins Dorf. Nehmen Sie Paul Maurer mit.«

»Ich halte Sie für…« Ihr fehlten die Worte.

»Sie meinen, man kann einem Vampir nicht trauen?«

»Das haben Sie selbst gesagt.«

»Ich habe keine andere Möglichkeit. Bitte gehen Sie jetzt.«

»Was ist mit Paddy?«

Teufel, den hatte ich ganz vergessen.

»Wir legen ihn in ein Gebüsch«, schlug Suko vor, und ich war einverstanden.

Wir hatten uns schon zurückgezogen. Hinter einer Baumgruppe fanden wir die Deckung, um von der Mühle aus nicht gesehen zu werden. Wir aber konnten das Gebäude beobachten. »Hast du einen Plan?«

Ich nickte. »Wir werden Elena aus ihrer Höhle herauslocken. Die Zeit arbeitet für uns.«

»Mit anderen Worten, du willst warten, bis sie die Mühle verläßt.«

»Genau.«

»Aber ist das für Kitty nicht zu gefährlich? Außerdem«, Suko deutete zum Himmel, »geht die Sonne bald auf. Und da verkriechen sich die Blutsauger.«

Jetzt lächelte ich. »Darauf baue ich ja gerade meinen Plan. Denk doch mal nach. Elena kann es nicht riskieren, sich irgendwo während des Tages in der Mühle zu verstecken. Sie weiß, daß sie dann hilflos ist und daß wir sie leicht überwältigen könnten. Verstanden?«

»Schon. Du meinst also, daß sie noch vor dem Hellwerden mit ihrem Opfer die Mühle verläßt, um sich anderswo zu verstecken?«

»Genau.«

Suko lachte. »John, du bist…«

»Ich weiß, was du sagen willst, trage es aber mit Fassung.« Während unseres Gesprächs hatten wir nie den Eingang der Mühle aus den Augen gelassen.

Suko hatte dann eine Idee. »Ich schleiche mich zur Rückseite hin. Wenn es einen zweiten Ausgang gibt, gucken wir dumm aus der Wäsche, wenn wir hier stehenbleiben.«

»Aber du bist waffenlos.«

Suko winkte ab. »Unsinn. Ich werde dich schon rufen. Bis du da bist, kann ich mir das Untier schon vom Hals halten.«

»Meinen Segen hast du.«

In diesen hellen Sommernächten brach der Tag oft sehr rasch an, ohne großen Übergang. Und das mußte auch Elena wissen. Wenn meine Vermutung richtig war, dann tauchte die Bestie sicherlich bald auf.

Ich sah, wie die Tür der Mühle behutsam geöffnet wurde. Sie knarrte in den Angeln. Das Geräusch war bis zu meinem Standort gut zu hören.

Zoll für Zoll wurde die Tür weiter aufgedrückt.

Ich vibrierte innerlich. Hart umspannten die Finger meiner rechten Hand den Eichenpflock des alten Paddy.

Suko eine Warnung zuzurufen hatte keinen Sinn. Ich hätte mich nur verraten.

Jetzt sah ich Elena. Ihr weißes Kleid schimmerte im verwaschenen Grau der Dämmerung.

Aber wo war Kitty?

Ich entdeckte sie einige Sekunden später. Die Blutsaugerin hielt das Mädchen umklammert. Soweit ich sehen konnte, machte Kitty einen apathischen Eindruck.

War sie bereits infiziert worden?

Meine Magenmuskeln verkrampften sich, wenn ich daran dachte. Sollte das der Fall sein, dann hatte ich es mit zwei Gegnern zu tun.

Doch ich konzentrierte mich auf das Naheliegende, ließ meine Gedanken nicht mehr abschweifen.

Elena verließ jetzt die Mühle. Vorsichtig blickte sie sich um, witternd wie ein Jagdhund, der die Beute bereits in der Nähe weiß. Doch ich würde keine leichte Beute für die Untote sein. Sie hatte dem Mädchen die Fessel abgenommen. Hielt es mit der rechten Hand am Gelenk fest und zog es jetzt weiter.

Sie schritten auf den Bach zu. Ihr Ziel war die kleine Brücke, die das Gewässer überspannte.

Ich löste mich aus meiner Deckung. Keine der Frauen schaute in meine Richtung.

Geduckt huschte ich durch das Gras. Näherte mich der Brücke von der anderen Seite des Bachbettes her und preßte mich dann flach auf den Boden.

Ich vernahm bereits Elenas Stimme. »Keiner ist hier«, sagte sie kichernd. »Nicht dein Freund und auch nicht dieser Sinclair. Sie alle haben Angst. Wir beide werden uns prächtig verstehen.«

»Was – was haben Sie mit mir vor?« schluchzte Kitty.

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ich warf einen vorsichtigen Blick um den Brückenpfeiler, konnte die

beiden Frauen sehen.

Sie standen bereits mitten auf der Brücke.

»Keiner ist da«, sagte Elena abermals triumphierend und schob Kitty weiter.

»Du irrst«, sagte ich und sprang im nächsten Moment aus meiner Deckung…

***

»Sinclair!«

Elena heulte meinen Namen regelrecht hervor. In diesem einzigen Wort schwang all der Haß mit, den sie für mich empfand. Ich ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Blitzschnell sprang ich vor, packte die überraschte Kitty, riß sie der Untoten aus den Klauen und schleuderte sie hinter mich.

Elena hatte sie vor Schreck losgelassen. Jetzt aber sah sie den Eichenpflock in meiner Hand.

Grenzenlose Angst zeichnete auf einmal ihr Gesicht.

Und dann floh sie. Sie warf sich auf dem Absatz herum und hetzte auf die Mühle zu.

»Suko!«

Meine Stimme hallte durch die Stille. Sekunden später schon tauchte der Chinese wie ein rächender Geist auf und schnitt Elena den Weg ab. Sie saß in der Klemme.

Vor ihr Suko, und ich hing ihr im Nacken.

Breitbeinig stand mein Freund da. Ein hartes Grinsen kerbte sein Gesicht. »Du entkommst uns nicht!« zischte er.

Da griff Elena zum letzten Mittel.

Ehe ich sie erreichte, begann sie mit ihrer Metamorphose. Sie wurde zur Fledermaus!

Riesige Schwingen wuchsen an Stelle der Arme, der Kopf veränderte sich, die Beine verwandelten sich zu Klauen.

Sie breitete die Schwingen aus.

Ich federte mich ab.

Und auch Suko rannte.

Aus den Augenwinkeln sah ich ihn zum Mühlenflügel hetzen. Mit einem gewaltigen Sprung schnellte er in die Höhe, konnte den untersten Flügel packen und hängte sich mit seinem gesamten Gewicht daran.

Die riesigen Flügel gerieten in Bewegung, drehten sich nach rechts. Und zwar so weit, bis ein gewaltiges Kreuz entstanden war. Dann sprang Suko zu Boden.

Doch Suko war noch nicht fertig. Plötzlich hielt er ein Zündholz in der Hand. Das Material – pulvertrocken – wurde von den Flammen sofort erfaßt. Innerhalb weniger Sekunden schoß die erste Feuerlohe

hoch, erreichte bald den zweiten Mühlenflügel, den dritten – den vierten…

Hoch loderten die Flammen und bildeten ein brennendes Kreuz!

Es war ein gewaltiger, aber auch schauriger Anblick. Das brennende Kreuz mußte meilenweit zu sehen sein.

Ich war gegen Elena geprallt, holte mit dem Eichenpflock aus, um ihrem Leben ein Ende zu setzen.

Ich traf nur die Schwingen.

Dann hackte sie mit ihren Zähnen nach mir, fauchte und schrie. Ich mußte mich in Deckung rollen. So hatte die Fledermaus Zeit, ihre Schwingen auszubreiten und in die Höhe zu steigen.

Doch der Anblick des brennenden Kreuzes traf sie mit voller Wucht. Ihre Kräfte erlahmten. Sie schaffte es nicht mehr, sich in die Höhe zu schwingen, fiel dem Boden entgegen.

Und dort stand ich.

Mit meinem Eichenpflock!

Elena lief mir genau in den Stoß. Wuchtig drang ihr das Eichenholz mitten ins Herz. Ein grünschwarzer Strahl schoß aus der Wunde. Gleichzeitig stieß Elena einen gellenden Todesschrei aus.

Ich wandte mich ab. Oft schon hatte ich Vampire sterben sehen. Suko lief mir entgegen. Seine Augen leuchteten. »Geschafft?« rief er und drückte mir die Hand.

»Ja«, erwiderte ich. »Myxin, der Magier, hat sich diesmal geirrt!«

***

Wir brachten Kitty zurück ins Dorf.

Sämtliche Bewohner standen auf der Straße. Alle hatten sie das brennende Kreuz gesehen. Paddy – inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht – hatte sich vor dem Dorf von uns getrennt.

»Ich gehe woanders hin«, sagte er.

Wir ließen ihn gehen, nachdem ich mich noch einmal bei ihm bedankt hatte.

Langsam schritten wir über die Hauptstraße von Bullstone. Die Menschen senkten die Köpfe.

Plötzlich löste sich ein junger Mann aus der Zuschauermenge. Es war Paul Maurer.

»Kitty!« schrie er und lief mit ausgebreiteten Armen auf seine Freundin zu.

Das Wiedersehen war herzzerreißend.

Alma Hiller bedankte sich. Ihr Mann suchte vergeblich nach einer Entschuldigung.

Ich reichte ihm die Hand. »Vergessen wir es!«

Vier Stunden später fuhren wir zurück nach London, Kitty und Paul saßen eng aneinandergeschmiegt im Fond. Sie hatten von Schottland

die Nase voll.

Wer konnte es ihnen verdenken?

Irgendwann auf halber Strecke meldete sich eine Stimme in meinem Gehirn. Es war Myxin, der zu mir sprach.

»Gratuliere, Sinclair. Du hast es tatsächlich geschafft. Leider kann ich mich im Augenblick nicht um dich kümmern. Aber wir hören noch voneinander. Das verspreche ich dir.«

Ich glaubte ihm aufs Wort. Er und der Schwarze Tod würden nicht eher ruhen, bis ich tot war.

Doch ich war fest entschlossen, diesen Zeitpunkt so lange wie möglich hinauszuschieben…

ENDE des Dreiteilers